Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 38 **Marburg i. H., den 22. September** **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,80 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Heimkommen. Schluß — Moderne Theologie des alten Glaubens (Theodor Kaftan). Erstes Stück — Die Abstammung des Menschen. Schluß — Die indischen Reformer auf dem Weltkongreß — Rudolf Hans Bartsch — Verschiedenes: Die Deutsche Kongo-Liga; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Heimkommen

Bringe uns, Herr, wieder zu Dir, daß wir wieder heimkommen! Klagelieder Jer. 5, 21.

Wie soll er uns heimbringen? „Er ist ja nicht fern von einem Jeglichen unter uns," und wenn wir „in ihm leben, weben und atmen", — wozu dann diese Bitte?

Aber Gott ist nicht dies und das und da und dort: Er ist die ewige Güte. Und wenn ich nun sehen muß, daß meine Seele ohne Güte ist, dann weiß ich, daß ich draußen bin und nicht daheim. Wo wahre Güte ist, da ist Gott. „Bringe uns, Herr, wieder zu Dir": laß uns zu reiner Güte kommen! Gütig werden, von Herzen gütig, das ist das Heimkommen der Seele.

Güte ist keine angeborene Gutmütigkeit, die freundlich lächelt, wo Andre heftig werden. Sie ist errungene Kraft; sie leuchtet wie die Sonne nach schweren Gewittern. Sie ist auch keine bloße Eigenschaft. Gütig sein ist das wundervollste Glück. Paulus hat es im 13. Kapitel des ersten Briefs an die Korinther beschrieben (V. 4—8). Wer diese Beschreibung des gütigen Menschen liest, der denke an das Wort:

Vor Jedem steht ein Bild des, das er werden soll;
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Aber wenn Gott uns zu solcher Güte bringen soll, dann kostet das schwere Arbeit. Was muß er aus uns herausbrechen, damit wir dahinein passen! Die dicken Aeste von Hochmut, Eigensinn und Trotz, die wir draußen getrieben haben, sie müssen herunter. Es klingt so schön und gefühlvoll: „Bringe uns, Herr, wieder zu Dir!" Aber wenn nun dies Heimbringen weh tut?

* * *

Hier ist die Stelle, wo die umkehren, die eine schmerzlose Erlösung erhofften.

Die Andern aber, die schon darauf gefaßt sind, daß Erlöstwerden weh tut, und doch weitergehen wollen, finden neue Klarheit. Wenn das Heimbringen notwendig mit Schmerzen verbunden ist, nun gut, dann wissen wir, was die Nöte zu bedeuten haben, in denen wir stehen und Alle, die noch unterwegs sind. Jedes Ungemach, das nun kommt, das kleinste wie das größte, hat die eine klare Bestimmung, uns heimzubringen, hinzugeleiten zu dem Vater der Geister, der still an der Arbeit ist, überlegene, gütige Seelen zu schaffen.

In die peinlichsten Hindernisse hinein begleitet uns die klare Losung: es gibt ein Heimkommen! Und wären Schmerz und Nacht und Nebel noch so undurchdringlich: es gibt ein Heimkommen! Und je schwerer der Druck, der uns stöhnen macht, desto deutlicher das feste, väterliche Ziel, daß er uns heimbringen will — in die starke, stille Verfassung der Seele, wo wir gar nichts anders wollen, als was Er will. Dann sind wir daheim.

Es ist vielleicht noch ein langer, schwerer Weg. Aber das Ziel ist wundervoll. Darum hören wir nicht auf, aus aller Verirrung und Verwirrung heraus immer wieder zu bitten: „Bringe uns, Herr, wieder zu Dir, daß wir wieder heimkommen!"

Selig sind, die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. P J

Moderne Theologie des alten Glaubens

1. Allgemeines 2. Kaftans Programm 3. Alter und neuer Glaube

1. Allgemeines

Als Schian 1907 in diesen Spalten (Nr. 28 ff.) über die „Moderne positive Theologie" schrieb, nannte er das Auftreten von Seeberg auf der einen, Theodor Kaftan auf der andern Seite eine theologische Sensation.

Das Sensationelle ist inzwischen verflogen. Seebergs Programm hat eine ganze Reihe von rüstigen Fahnenträgern gewonnen, und wieder Andere sind selbständig auf den Plan getreten. Auch was neuerdings Schaeder in seiner „Theozentrischen Theologie" oder der Pommersche Pfarrer Eckert in seiner „Einführung" fordern, hat vielfach parallele Tendenzen.*) Der Erlanger Systematiker Hunzinger, der mit einigen programmatischen Schriften in dieselbe Reihe gehört, charakterisiert die Lage richtig in den Worten:

> Was das Wesentliche und für unsere Lage Hoffnungsvolle ist, sehe ich in der Energie, mit der augenblicklich fast die gesamte Vertreterschaft der positiven Theologie eine Neubegründung des alten Glaubens auf dem Boden der Gegenwart und mit den wissenschaftlichen Mitteln und Methoden unserer Zeit anstrebt, in der Tüchtigkeit, die in der Auseinandersetzung dieses Glaubens mit dem modernen Geistesleben hervortritt, in der Gewissenhaftigkeit, mit der man die auf beiden Seiten empfundenen Wahrheitsmomente festhält und verwertet, und in der Unbeirrtheit, in welcher man auf diesem Wege fortschreitet. Mag einstweilen noch so viel Streit über die Art der zu vollziehenden Synthese herrschen, man ist doch einig in der Ueberzeugung: Wir müssen, können und wollen die Synthese um jeden Preis herstellen. (Neue Kirchliche Zeitschrift, Jahrgang 21, 1910, 6. Heft, S. 433.)

Es handelt sich tatsächlich um einen mächtigen Wandlungsprozeß, den augenblicklich die konservative Theologie durchlebt, und dessen erste Spur vielleicht schon Eckes schönes Buch über Albrecht Ritschl gewesen ist.**) Man kann ihn als eine umfassendere Wiederaufnahme des Hofmannschen Versuches be-

*) Erich Schaeder, Theozentrische Theologie, 1. Band. Leipzig, A. Deichert 1909. 197 S. 4 Mk. — Alfred Eckert, Einführung in die Prinzipien und Methoden der evangelischen Theologie. Leipzig, Strübig 1909. 528 S. 7,50 Mk.

**) Gustav Ecke, Die theologische Schule A. Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart, 1. Band, 1897. Vergl. die Besprechung durch Adolf Harnack Christliche Welt 1897 Nr. 37 f., abgedruckt in „Reden und Aufsätze" 2. Band.

trachten, in neuer Weise alte Wahrheit zu lehren. Jedenfalls verläuft er nicht weniger rasch und reicht nicht weniger tief als der analoge Prozeß in unseren Kreisen. So heftig wie Ritschl über das junge Geschlecht der „modernen Theologie“, würde ein Frank oder Luthardt über diese Vertreter seiner Sache erschrecken. Selbst in den Schriften von Franks treustem Schüler, Professor Ihmels in Leipzig, weht eine andere Luft; vollends Theodor Kaftan, Hunzinger und Eckert, die doch auch ihr Lutherthum energisch und mit Recht betonen, oder Seebergs Gruppe gehören neuen wissenschaftlichen Zusammenhängen an.

Die „modernen“, aber kirchlich interessierten Christen haben allen Grund, die Wandlung zu begrüßen. Indem die Kirche sie erträgt, ja begünstigt, pflückt sie wichtige Früchte vom Baum der streng wissenschaftlichen Theologie. Zwar schwingt sie sich noch nicht zu der größeren und würdigeren Tat auf, das Ringen der in ihrem Namen und zu ihrem Besten arbeitenden theologischen Wissenschaft selbst vertrauensvoll und glaubensvoll als eine notwendige kirchliche Arbeit anzuerkennen; aber sie eignet sich doch nachträglich durch die Vermittlung „kirchlicher“ Theologen vieles von den Methoden und Ergebnissen dieser Wissenschaft an. So bleibt sie trotz aller Proteste gegen die jeweilig hervorstechendsten Fortschritte der Wissenschaft doch innerlich lebendig und hält sich die Bahn frei, auf der sie endlich einmal eine wirkliche Organisation des evangelischen, in seiner Gottesgewißheit freien Glaubens zu werden vermag.

Die Freunde der Christlichen Welt haben sich dank der beständigen Verunglimpfung, die sie durch konservative Kirchenparteien, Kirchenzeitungen und leider auch Theologen erfahren, zu einer gewissen Gleichgültigkeit gegen diese Wandlung verleiten lassen. Daher ist auch hier noch wenig davon gesprochen worden. Das ist am auffälligsten bei dem Versuch, der in vieler Beziehung das höchste Interesse für uns besitzt, bei der „Modernen Theologie des alten Glaubens“ von Theodor Kaftan.*)

Interessant ist dieser Versuch zunächst dadurch, daß er von einem Kirchenfürsten ausgeht. Wir sind es nicht gewöhnt, daß die Leiter des kirchlichen Organismus Zeit und Kraft genug besitzen, literarisch in die theologische Entwicklung einzugreifen; Kaftan zeigt uns die Möglichkeit an einem Beispiel, das auch den Angegriffenen Achtung abnötigt. Hätten wir doch viele höhere Kirchenbeamte von solcher wissenschaftlichen Bildung, solcher relativen Weitherzigkeit und solcher Höhe der religiös-kirchlichen Gesichtspunkte! Interessant ist der Versuch ferner gerade für uns durch seinen Inhalt: er orientiert sich an der Verbindung von Luther und Kant und gewinnt so große Aehnlichkeit mit dem theologischen Typus, der uns durch Ritschl vertraut ist. Interessant ist Kaftans Vorstoß endlich dadurch, daß er, so viel ich sehe, auf konservativer Seite bisher neben manchem Beifall auch schärferen Widerspruch als einer der anderen gefunden hat. Pastoren seiner eigenen Landeskirche, Professoren wie Schaeder in Kiel und Grützmacher in Rostock haben ihn heftig befehdet, weil er den alten Glauben seines besten Inhalts beraube. Aus dieser Erörterung ist eine zweite wichtige Schrift hervorgegangen: „Zur Verständigung über moderne Theologie des alten Glaubens.“**) Tapfer wie vorher führt Kaftan auch hier seine Sache; er nimmt nichts zurück und verhüllt nichts durch den Mantel schöner, aber unklarer Aussagen; deutlich bezeichnet er seine Stellung in den verschiedenen brennenden Streitfragen.

Wir skizzieren zunächst sein Programm und fügen dann einige Betrachtungen hinzu, die das Studium seiner Schriften im „modernen Theologen“ wecken muß.

2. Kaftans Programm

„Moderne Theologie des alten Glaubens“ — also Glaube und Theologie sind getrennte Gebiete. Der Glaube soll der alte bleiben und energisch alle Versuchungen zur Erweichung

*) Moderne Theologie des alten Glaubens. Zeit- und ewigkeitsgemäße Betrachtungen. Theologisch interessierten Evangelischen dargeboten von D. Theodor Kaftan, Generalsuperintendent für Schleswig. 2. Auflage. Schleswig, Jul. Bergas 1906. 122 S. 2 Mk.

**) Ebenda 1909. 113 S. 2 Mk.

seiner Eigentümlichkeit zurückweisen; nur die Theologie soll sich wandeln nach dem Charakter der Zeit. Was ist nun der alte Glaube? Er ist nicht schlechthin gleich dem Inhalt von Dogma und Schrift. Zwar „im Wort, da nehme ich meine Position festiglich und seliglich“ (Moderne Theologie S. 15). Aber das Wort Gottes ist verschieden von der Schrift; denn das Inspirationsdogma ist dahingefallen; es war ein falscher Versuch, Wort und Schrift zu verbinden. Das Wort Gottes steckt in der Schrift wie die Seele im Leib, untrennbar, aber nicht in allen Teilen gleich. Daher kann es sich nur um eine innere Autorität der Schrift, um ein inneres Ueberwundenwerden durch den Schriftinhalt handeln. Mittelpunkt des Schriftinhalts ist Christus, und zwar nicht im Sinne der modernen Theologie die religiös-sittliche Persönlichkeit Jesu, sondern einerseits die Offenbarung des lebendigen Gottes in Christo, anderseits das Bekenntnis zu Christo, dem eingeborenen Gottessohne. Hier zieht Kaftan den Graben zwischen dem alten Glauben und dem neuen der modernen Theologie: für diesen sei Christus nur Subjekt des Glaubens, für jenen vor allem Objekt; Christusglaube heißt sein Stichwort. Von da aus baut Kaftan dann weiter. Er faßt dabei möglichst viel in seinen Glauben hinein; das Wundertun Gottes z. B. ist ihm ein selbstverständliches Stück des Glaubens an den lebendigen Gott. Er endet mit einer Herausstellung des Wesentlichen im Apostolikum:

> Der alte Glaube ist der Glaube an den allmächtigen Vater, der uns alle unsere Sünden vergibt und in Kraft solcher Vergebung uns ewiges Leben schenkt, hie zeitlich, dort ewiglich; und das alles durch Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, der durch seine Erscheinung, sein Leben und Sterben und sein Auferstehen der einige Mittler ward zwischen Gott und den Menschen; und zwar im heiligen Geist, d. h. in Kraft des heiligen Geistes, der in uns durch Wort und Sakrament den Glauben schafft, welcher uns zu Gliedern der Gemeinde Jesu Christi und damit aller Gaben Gottes in Christo Jesu teilhaftig macht. (Moderne Theologie S. 37.)

Rein religiös und möglichst weit will Kaftan die Grenzen seines alten Glaubens ziehen. In dem Nachdenken darüber kommt er auf das Gebiet der Theologie. Hier beginnt die Neubildung, die er fordert. Er zeigt ihre Grundlinien zunächst durch die Negationen, die er kühnlich ausspricht, sowohl gegen manche biblische wie gegen manche dogmatische Sätze. Die Jungfrauengeburt erscheint ihm ebenso kritisch verdächtig wie religiös wertlos. Die persönliche Präexistenz Jesu leugnet er zwar nicht, bleibt aber lieber bei dem Satze, daß Jesus „vom Vater in Ewigkeit geboren“, daß er aus Gott hineingeboren sei in die Menschheit. Die übliche Bestimmung der Präexistenz klingt ihm zu sehr an die populäre Vorstellung an, die bei Jesus ohne klaren Begriff der Ewigkeit drei Zeiten unterscheidet: eine unendliche Zeit vor der Geburt, die Tage des Fleisches, eine neue unendliche Zeit nach der Auferstehung. Und weiter: das Dogma von den beiden Naturen Christi genügt ihm nicht, weil es weder dem evangelischen Jesusbild überhaupt noch der Einheit der Persönlichkeit im besonderen gerecht wird. Statt dessen begnügt er sich, auch gegen scharfe Angriffe, mit dem Satze:

> Der Mensch Jesus von Nazareth stand in einem schlechthin einzigartigen Verhältnis zu dem lebendigen Gott, einem Verhältnis, das nicht nur niemals sonst gewesen ist, sondern auch Keinem erreichbar ist, sintemal es konstitutiv war für seine Person. (Moderne Theologie S. 25; Zur Verständigung S. 66.)

Endlich verzichtet er auch trotz seines Bekenntnisses zum trinitarischen Gott auf eine Lehre von der Wesenstrinität.

Wichtig aber ist es, bei alledem festzuhalten, was Kaftan zu solchen Negationen treibt, nämlich in erster Linie die Besinnung auf das, was religös notwendig und tragend ist:

> Was mich bewegt, das alles abzulehnen, was ich ablehne, ist nichts Anderes als die klare Erkenntnis, daß in dem allem, bei Licht besehen, nichts Anderes vorliegt als eine Summe verstiegener Gedanken, als eine Summe von Erklärungen, die nichts erklären, daß all diese Lehren, in sich schlechthin unkontrollierbar, das Geheimnis, das Gott, das auch seine Offenbarung unserem Verstande ist und bleibt, nicht lichten, weit eher verdunkeln, die klare Erkenntnis, daß sie uns in die ernste Gefahr bringen, das Göttliche zu vermenschlichen. (Zur Verständigung S. 70.)

Doch ist er sich bewußt, daß zu dieser Besinnung auf das Wesen des Glaubens auch die Entwicklung des modernen Geistes-

lebens hilft. Während der Glaube beharrt, muß die Theologie sich im Zusammenhang mit dem gesamten Geistesleben wandeln; sie muß stets im rechten Sinne modern sein — also auch heute.

Die charakteristischen Merkmale „der modernen Gesamtentwicklung“ sind nun für Kaftan: die Einsicht in Wesen und Schranken des Erkennens, also der Verzicht auf theoretische Metaphysik, ferner das Vordringen des Individuellen, das Recht der Persönlichkeit, sich der Autorität nur im inneren Ueberwundenwerden zu beugen, der Wirklichkeitssinn, der vor allem in der Naturforschung und der kritischen Geschichtswissenschaft seine Triumphe feiert.

Die „christgläubige Kirche“ und ihre Theologie hat sich bisher gegenüber diesen Zügen fast durchweg ablehnend verhalten. Das ist zu verstehen, sofern sie am modernen Geistesleben auch viele widerchristliche Züge fand und eine „moderne Theologie“ beobachten mußte, die in ihrem Paktieren mit dem modernen Geistesleben „die spezifische Gottesoffenbarung in Jesu Christo“, Sünde und Gnade als Grundbegriffe der Ethik dahingibt. Trotzdem ist die Stellung der Kirche nicht zu rechtfertigen. Denn „die ganze Entwicklung des modernen Geisteslebens ist der Kirche und der Theologie des Evangeliums, so das Eine wie das Andere in seiner Reinheit erfaßt wird, nicht nur nicht entgegen, sondern vielmehr kongenial“ (Moderne Theologie S. 78). Die geforderte kirchliche moderne Theologie entspricht ihr durchaus. Denn sie wahrt die Autonomie des Individuums, indem sie alle bloß äußerliche Autorität der Bekenntnisse und der Schriften verwirft. Sie dringt ferner auf den Wegen Kants zu einer bisher nicht gekannten Unabhängigkeit von der Philosophie vor, findet unter Verzicht auf das Welterkennen die rechte Selbstbeschränkung und zeigt der Verkündigung des Evangeliums die Weise, in der sie sich praktisch durch ihre fruchtbare Lösung der Welträtsel als die Wahrheit erweist. Sie fordert endlich historische Kritik, soweit die Objekte ihrer Arbeit der Erscheinungswelt angehören und damit der exakten Geschichtsforschung zugänglich sind, d. h. auf dem Gebiete des Dogmas und der Schrift. Sogar auf die geschichtliche Erscheinung Jesu Christi dehnt Kaftan sie aus; denn Jesus war ein Mensch, abhängig von den Regeln der menschlichen Entwicklung und von dem Ort der Geschichte, da er stand, „bis in das menschliche Sichirren hinein“ (Moderne Theologie S. 99).

Das alles könnte auch ein moderner Theologe von unserer Art sagen. Daß Kaftan es etwas anders meint, beweisen seine Einschränkungen. Sie beziehen sich vor allem auf die geschichtliche Forschung. Der Glaube hat sein Wesen nicht in der Erscheinungswelt, seine Gegenstände liegen im Innersten jenseits des wissenschaftlichen Gebiets:

> Ob er [Jesus] wirklich so gewirkt hat, wie die Ueberlieferung behauptet, oder um hier wieder die beiden Hauptmomente sonderlich zu betonen, ob er das wirklich war, das er zu sein beanspruchte, der göttliche Heilsmittler, ob das wirklich geschehen, davon seine Jünger überzeugt gewesen, ob er wahrhaftig von den Toten auferstanden ist — daran reicht die historische Kritik nicht heran. Sie kann nicht konstatieren, daß dieser Jesus Christus wahrhaftig von oben war und in Auferstehung von den Toten sich erwiesen hat als den Sohn Gottes im Geist — eben weil hier alle Analogie versagt —; sie kann aber noch viel weniger konstatieren, daß das alles nicht wirklich ist. (Moderne Theologie S. 100.)

Höchstens Andeutungen kann die Wissenschaft geben, z. B. die Tatsache, daß bisher Niemand vermocht hat, den Osterglauben der Jünger ohne die Ostertatsache zureichend zu erklären. Ist aber demnach die Christusfrage im tiefsten Grunde religiös-dogmatisch, nicht historisch, so darf in ihrem Bereich nicht aus dem wunderbaren, analogielosen Charakter einer Begebenheit ihre Unglaubwürdigkeit geschlossen werden. Die Theologie bedarf hier nicht einer allgemeingültigen historischen Kritik, sondern besonderer kritischer Maßstäbe, die der Offenbarungsgeschichte adäquat sind. So kehrt der Hauptunterschied der Kaftanschen von der üblichen „modernen Theologie“ zurück zu dem Hauptunterschied des alten Glaubens vom neuen: beide gipfeln in der Christusfrage. Der wahre Christusglaube bedarf, der Einzigartigkeit seines Objekts entsprechend, auch einer besondern theologischen Methode.

Immerhin ist Kaftan sich bewußt, daß er sich damit nicht von der ganzen modernen Theologie unterscheidet. Albrecht Ritschl, Julius Kaftan u. A. erkennt er als gleichstrebend an, nur daß sie ihm noch zu viel Kant und zu wenig Luther enthalten. Auch mit Herrmann fühlt er sich innerlich verbunden; die falsche Auffassung des Glaubens, die Herrmann bei ihm aufgezeigt hatte*), sucht er in der späteren Schrift als ein Mißverständnis nachzuweisen; und was er gegen ihn einwendet (Zur Verständigung S. 28 ff.), ist teilweise so gehalten, daß es Herrmannschen Schriften selbst entstammen könnte. In all diesen Männern sieht er nicht Vertreter der Auffassung, die er bekämpft. Typus der neugläubigen modernen Theologie ist ihm vielmehr die religionsgeschichtliche Schule, die mit allem Supranaturalismus gründlich aufgeräumt habe (Moderne Theologie S. 73), und vor allem der Franzose Jean Réville. Bei ihnen sieht er den lebendigen persönlichen Gott, die wirkliche Gottesoffenbarung in Christo und die Absolutheit des Christentums gefährdet, ja vernichtet. Das aber scheint ihm nicht Wirkung ihrer modernen Theologie als solcher zu sein, sondern ihrer neugläubigen Art, mit den Irrgängen des modernen Geistes religiös zu paktieren. Der Unterschied der alten und der modernen Theologie als solcher liegt nicht auf religiösem, sondern lediglich auf wissenschaftlichem Gebiete, nämlich „in der Weise, wie wir uns der überweltlichen Wirklichkeit denkend bemächtigen, wie wir dementsprechend die Ueberzeugung von dieser Wirklichkeit vertreten“ (Zur Verständigung S. 48). Wenn auch hier ein Gegensatz zwischen der üblichen und der geforderten neuen modernen Theologie stattfindet, so entspringt er erst aus der Verschiedenheit des Glaubens: wer den wahren Christusglauben verwirft, der muß auch auf eine besondere, der Offenbarungsgeschichte adäquate theologische Methode verzichten.

Horst Stephan

Die Abstammung des Menschen

2

Indem ich daran gehe, eine Skizze der Ansichten zu entwerfen, die heute in anthropologischen Kreisen Geltung haben, möchte ich die Bemerkung vorausschicken, daß von den ernst zu nehmenden Fachleuten keiner mehr die Deszendenztheorie auf den Menschen unangewendet läßt. Ueberall wird mit ihr gearbeitet und ehrlich die Konsequenz aus ihr gezogen. Es ist denn auch durchaus keine Streitfrage mehr, ob der Mensch von niederen Formen abstamme; das wird allgemein zugegeben. Vielmehr gehen die Meinungen nur darüber auseinander, wie diese niederen Vorfahrenformen des Menschen ausgesehen haben mögen. Um einen Ausdruck zu gewinnen, der die Situation klar widerspiegelt, mag diese in die Frage gefaßt werden: Geht der Stammbaum des Menschen über [anthropoide] Affen oder nicht? Hierum dreht sich seit einigen Jahren die Diskussion, ohne daß es bisher einer der streitenden Parteien gelungen wäre, den entscheidenden Sieg davonzutragen.

Die ältere Schule, deren Einfluß vielleicht im Augenblick noch den der jüngeren überwiegt, versucht das gesamte zu Tage geförderte fossile Material möglichst in einer gerade aufsteigenden Linie anzuordnen. Am wirksamsten ist diese Tendenz in letzter Zeit von den Straßburger Anthropologen Gustav Schwalbe vertreten worden. Aber auch Ernst Haeckel, dessen phylogenetische Spekulationen freilich weitergreifen und erst zur Ruhe kommen, wenn er den Menschen bis auf die urgezeugten „Moneren“ zurückgeführt hat, gehört dieser Gruppe an. Nach ihrer Meinung hat sich die Vorgeschichte des Menschen etwa so abgespielt, wie ich es jetzt zu beschreiben beginne.**)

*) Zeitschrift für Theologie und Kirche 1906, S. 175 ff., die bedeutendste Auseinandersetzung mit Kaftan vom Standpunkte der modernen Theologie aus.

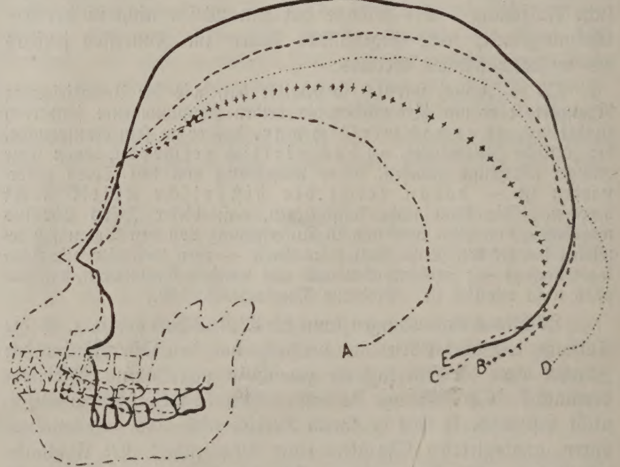
**) Ich folge hier im wesentlichen einer kleinen Schrift von G. Schwalbe, die aus dem Jahre 1904 stammt, also die letzten Funde nicht berücksichtigen konnte („Die Vorgeschichte des Menschen.“ Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn 1904. 52 S.). Ich gehe dabei von der begründeten Annahme aus, daß auch der Unterkiefer von Mauer die Ansichten Schwalbes nicht wesentlich modifiziert haben werde. Haeckel hat sich über unsern Gegenstand in den letzten Jahren

Die Unterschiede unter den heutigen Menschenrassen sind im Verhältnis zu den ihnen gemeinsamen Merkmalen so gering, daß sie die Ansicht nicht ernstlich gefährden können, wonach jene von einer einzigen Form abstammen. Die Entstehung der Rassen muß aber in weit zurückliegender Zeit vor sich gegangen sein, denn selbst die ältesten historischen Darstellungen deuten bereits auf deren Existenz hin. So ergibt sich, daß die Menschen auch der entferntesten geschichtlichen Vergangenheit nicht wesentlich von denen der Gegenwart verschieden gewesen sind; sie alle gehören derselben Art an, die von Linné den Namen Homo sapiens erhalten hat. Und auch bis tief in jene vorgeschichtlichen Kulturperioden hinein, die unter dem Namen der Steinzeit zusammengefaßt werden, zeigen die Menschen nach ihrer Anatomie keinerlei Annäherung an Zustände, die als niedere im Sinne der Entwicklungsgeschichte gedeutet werden könnten. Die neolithischen Menschen waren Menschen wie wir.

Es mag nützlich sein, an dieser Stelle wenige Worte über die Terminologie der Steinzeit einzuschalten. Sie wird in einen neolithischen und einen paläolithischen Abschnitt geteilt, von denen jener der geologischen Epoche des Alluviums zugerechnet wird, die bis in die Gegenwart reicht. Das Paläolithikum hat der französische Forscher Gabriel de Mortillet in mehrere Perioden zerlegen wollen, deren wichtigste er als Magdalénien, Solutréen, Moustérien und Chelléen (Acheuléen) bezeichnete. Diese Namen sind von den ergiebigsten Fundorten der Feuersteininstrumente genommen, deren sich der primitive Mensch bediente. Die steinernen Werkzeuge nämlich, die in großen Mengen gefunden wurden, lassen erkennen, daß der Mensch allmählich immer mehr Herr des Materials wurde, aus dem sie bestehen: stufenweise wuchs die Geschicklichkeit, mit der der Stein bearbeitet wurde, und jene Perioden, vom Chelléen aufsteigend bis zum Magdalénien, bedeuten jedesmal einen merkbar hervortretenden Fortschritt in der Technik der Steinbehandlung. Mortillet und Andere haben nun auch den Versuch gemacht, die prähistorischen Menschenformen in jene Perioden einzugliedern. Aber dem stellt sich eine unüberwindliche Schwierigkeit in den Weg, die zugleich zeigt, in welchem Sinne allein die Mortilletschen Bezeichnungen verstanden werden dürfen. Werkzeuge desselben Typus finden sich nämlich an verschiedenen Orten in sehr verschiedenen geologischen Schichten, sodaß jene Namen zwar zur Kennzeichnung bestimmter menschlicher Steinmanufakte, nicht aber geologischer Perioden gebraucht werden sollten. Dies um so weniger als die primitivsten der künstlich hergerichteten Steine, die sogenannten Eolithen, vielleicht in Zeiten zu datieren sind, aus denen uns bisher keinerlei fossiler Menschenrest bekannt geworden ist, nämlich ins mittlere oder sogar ins frühe Tertiär. Damit würde natürlich auch die Existenz des Menschen in jenen fernen Zeiten beglaubigt sein, die nach A. Pencks Berechnung „eine ganze Anzahl von Millionen Jahren" zurückliegen.*)

Glichen die Menschen des Neolithikums in allen wesentlichen Merkmalen dem rezenten Menschen, so kann — und damit nehme ich die Darstellung der Schwalbeschen Position wieder auf — von dem Menschen der Diluvialzeit dasselbe nicht mehr gesagt werden. Zwar hat auch in dieser Periode eine Rasse gelebt, die sich kaum vom Menschen der historischen Zeit unterschied; als Rasse von Cro-Magnon pflegt sie bezeichnet zu werden. Aber gleichzeitig und früher als sie existierte ein Mensch, der ganz anders aussah; das ist der Neandertaler. Der Vergleich seines Schädels mit dem des rezenten Menschen führt nämlich zur Erkenntnis charakteristischer Unterschiede: vor allem beträgt der Kalottenhöhenindex des Neandertalers nur 40,4, während er selbst bei den niedrigsten rezenten Menschenrassen nicht unter 52 sinkt*); die fliehende Stirn und der gewaltige Wulst (torus supraorbitalis), der kontinuierlich wie ein Schirm über den Augenhöhlen lagert und sich scharf gegen das Stirnbein absetzt, vervollständigen den Eindruck, daß der Neandertaler eine vom rezenten Menschen spezifisch unterschiedene Form darstellt. Die Funde von Spy und Krapina bestätigen diese Ansicht. Sie stimmen in allem Wesentlichen mit dem Neandertalfund überein und ergänzen ihn in der willkommensten Weise. So läßt sich denn von dem Homo primigenius ein Bild entwerfen, das den Anspruch machen darf, einigermaßen zutreffend zu sein: Der Diluvialmensch besaß ansehnliche Körpergröße; das Knochengerüst der unteren Extremität war weit plumper als das des rezenten Menschen und es ist möglich, daß der Neandertalmensch außer Stande war, das Bein im Kniegelenk völlig zu strecken. Auf die Eigenart seines Schädels ist schon hingewiesen worden; die dadurch bedingte Gesichtsbildung wich wohl von der unseren ab und mußte sich tierhafter ausgenommen haben. Dazu stimmt der Befund, daß die Kapazität des Schädelinnenraumes bedeutend geringer ist, als sie bei einem modernen Schädel von entsprechend großen Dimensionen gemessen wird: sie beträgt dort nur 1230 ccm, während sie hier auf 1550 ccm und mehr Inhalt berechnet wird. Dieser Mensch nun wohnte zur Zeit der großen Vereisung im mittleren Europa zwischen dem Südrand und dem Nordrande der Alpen und Pyrenäen. Er besaß Werkzeuge, die er aus Feuersteinen herstellte.

Die Stellung des Homo primigenius zum rezenten Menschen ist nach alle dem ziemlich sicher abgegrenzt. Wie aber verhält er sich zu dem javanischen Pithecanthropus? Es ist zunächst durchaus nicht ausgeschlossen, daß er gleichzeitig mit diesem gelebt hat. Wenigstens scheinen die Feuersteinfunde aus



A —.—.—. Schädelprofil eines jungen Gorilla
B + + + + + Schädelkalotte des Pithecanthropus erectus
C — — — — Schädelprofil eines Australiers
D .... Schädelkalotte des Neandertalers
E ———— Schädelprofil des rezenten Europäers
(nach R. Forrer)

mehrfach geäußert; ich erwähne die Schrift „Unsere Ahnenreihe (Progonotaxis Hominis)" (Jena, Gustav Fischer 1908. 57 S.) und den Aufsatz im ersten Bande der von J. v. Pflugk-Harttung herausgegebenen „Weltgeschichte" (Berlin, Ullstein u. Co. ohne Jahr. S. 21 bis 37). Haeckel vertritt hier seine bekannten Ideen in übrigens gemäßigter Sprache. Er stellt eine ältere und eine jüngere „hypothetische Vorfahren-Kette" des Menschen auf, von denen jede fünfzehn Glieder besitzt. Die nächste Verwandtschaft des Menschen stellt er in einem „Stammbaum der Herrentiere" (S. 35) dar, auf dem folgende Formen als die direkten menschlichen Vorfahren in absteigender Reihenfolge vermerkt sind: Affenmensch (Pithecanthropus); Urgibbon (Prohylobates); Hundsaffen (Cynopitheca); Westaffen (Platyrhinae) und Halbaffen (Prosimiae). Was zur Kritik zu sagen wäre, ergibt sich aus den Ausführungen dieses Aufsatzes von selbst; ich kann mir also ein genaueres Eingehen auf die Haeckelschen Spekulationen ersparen.

*) „Das Alter des Menschengeschlechts." Zeitschrift für Ethnologie, 40. Jahrgang 1908, Heft 3, S. 390 ff. Diese Berechnung hat jedoch nur unter der Voraussetzung Giltigkeit, daß jene Eolithen (und zwar speziell die des Cantal) Manufakte sind. Das ist freilich neuerdings wieder und zwar mit beachtenswerten Gründen von dem Baseler Forscher Paul Sarasin bestritten worden (Jahresbericht der Geograph.-Ethnograph. Gesellschaft in Zürich für 1908/09). Werden die fossilen Menschenreste allein in Betracht gezogen, so würden sie das Alter des menschlichen Geschlechtes nach Penck auf etwa drei bis vier hunderttausend Jahre berechnen lassen.

*) Der Kalottenhöhenindex wird gewonnen, indem von dem höchsten Punkte des Schädeldaches (Kalotte) eine Senkrechte auf die Basislinie des Schädels gezogen und die so gefundene Zahl auf die gleich hundert gesetzte Länge der Basislinie reduziert wird.

dem jüngsten Tertiär darauf hinzudeuten, daß schon damals ein Mensch der gleichen Kulturhöhe existierte, wie sie sich im Neandertaler präsentiert, und die Skeletteile des javanischen Affenmenschen sollen ja nach Dubois in Schichten des jüngeren Tertiärs eingebettet gewesen sein. Wie aber stellt sich Pithecanthropus im Spiegel anthropologischer Betrachtung dar? Sein Kalottenhöhenindex erreicht nur den Wert 34,2, während er beim Homo primigenius zwischen 40 und 44 und beim rezenten Menschen mindestens 52 beträgt. Pithecanthropus steht in dieser Beziehung dem Schimpansen gleich, während die übrigen Anthropoiden auf noch erheblich geringere Zahlen sinken. Auch das Zurückweichen der Stirn ist bei ihm ausgesprochener als beim Neandertalmenschen; er nähert sich hierin wie in manchen anderen Merkmalen stark den Menschenaffen. Dagegen übertrifft er sie alle durch die Größenentwicklung des Schädels, wie sie sich in dessen Kapazität ausdrückt: bei den Anthropoiden steigt sie nicht über 600 ccm, bei den tiefststehenden kleinen Menschenrassen geht sie auf 930 ccm, beim Neandertaler auf 1230 ccm und bei dem Europäer auf 1480 bis 1550 ccm herauf; Pithecanthropus steht also mit 850 ccm nicht unbeträchtlich über den Affen und nähert sich den niedrigsten Menschenrassen. Auch in der Ausbildung des Gehirns nimmt er eine Mittelstellung ein. Ausgüsse der Kalotte zeigen, daß die dritte Stirnwindung, die das Brocasche Sprachzentrum enthält, bei Pithecanthropus die bestentwickelte der Menschenaffen an Oberfläche um das Doppelte übertrifft, während sie nur etwa die Hälfte der Ausdehnung erreicht, die sie beim Menschen hat. Was aber die übrigen Skeletteile anlangt, so ist der Oberschenkelknochen, der allein noch in Betracht kommt, entschieden menschenähnlicher als alle Femora von Affen und Halbaffen. Seine Länge und Bildung rechtfertigen die Annahme, daß Pithecanthropus in Körpergröße und aufrechtem Gang dem rezenten Menschen glich. Alles in allem nimmt er also eine Zwischenstellung zwischen Mensch und Affen ein.

Läßt sich nun eine nähere Beziehung zwischen den bisher erwähnten Formen und den Affen erweisen? Von diesen darf die Gruppe der Halbaffen oder Lemuriden außer Betracht bleiben, weil sich eigentliche Affen und Mensch durch eine Anzahl gemeinsamer Merkmale deutlich von ihnen scheiden. So ist z. B. bei beiden die Augenhöhle gegen die Schläfenhöhle abgeschlossen und die Netzhaut des Auges in charakteristischer Weise differenziert; nach Selenkas Forschungen stimmen ferner ihre frühen Embryonalstadien auffallend überein; schließlich konstatieren die Friedentalschen Blutreaktionen, daß das Blut des Menschen dem der Menschenaffen verwandt ist. Hiermit soll nun nicht gesagt sein, daß die jetzt lebenden Affenformen unter die unmittelbaren Vorfahren des Menschen einzureihen wären. Das ist vielmehr auszuschließen. Dagegen wird die Abstammungslinie des Menschen mit der der Anthropoiden als an der Wurzel in Zusammenhängen stehend zu denken sein.

Zu demselben Ergebnis führt auch die paläontologische Betrachtung der Primatengruppe. Sie deutet zunächst darauf hin, daß die anthropomorphen und die schmalnasigen östlichen Affen aus derselben im mittleren Miocän liegenden Wurzel stammen. Sehr bald aber schlugen beide Gruppen getrennte Wege in ihrer Entwicklung ein, durch die sich die niederen Affen immer weiter von der menschlichen Linie entfernten. Sie können daher für die nähere Verwandtschaft des Menschen nicht in Betracht kommen. Was schließlich die plattnasigen Affen Amerikas anlangt, so scheiden diese aus der menschlichen Entwicklungsreihe schon deshalb aus, weil sie sich noch früher als die Ostaffen und unabhängig von ihnen aus den Halbaffen abgezweigt haben. Von allen Affen kommen mithin nur die Anthropomorphen in Betracht, wenn es sich darum handeln soll, die nähere Aszendenz des Menschen zu ermitteln. An die Basis dieser Gruppe ist der im Jahre 1856 im Miocän des französischen St. Gaudens entdeckte Dryopithecus Fontani zu stellen, der in der Bezahnung eine Zwischenstellung zwischen Mensch und Anthropoiden einnimmt. Er ist aus diesem Grunde möglicherweise als das Anfangsglied der zum Menschen führenden Entwicklungslinie zu betrachten. Zwischen ihn und den Menschen würde sich der javanische Pithecanthropus passend einfügen, wenn dem nicht der Umstand widerspricht, daß beide wahrscheinlich gleichzeitig existiert haben. Aus dieser Schwierigkeit befreit jedoch die Annahme, daß sich der Mensch aus ähnlichen Formzuständen entwickelt hätte, wie sie sich im Pithecanthropus in wenig modifizierter Weise bis ins jüngste Tertiär erhalten haben. An diese schlösse sich dann die Neandertalrasse an, auf die schließlich der rezente Mensch gefolgt wäre. Daß zwischen diesen beiden Formen ein direktes Abstammungsverhältnis obwaltet, ist nicht ausgeschlossen; immerhin könnten auch hier ähnliche Beziehungen geherrscht haben, wie sie vorhin als zwischen Mensch und Pithecanthropus bestehend angenommen wurden. Dann wäre die Neandertalrasse ein Seitenzweig am Stammbaum des Menschen und es bestände die eigenartige Anschauung zu Recht, daß eine Menschenart aus der Vorfahrenschaft des Menschen auszuschließen wäre.

Fasse ich die von Schwalbe und seinen Anhängern vertretene Ansicht von der Abstammung des Menschen zusammen, so stellt sie sich etwa so dar: Von den Halbaffen oder Lemuriden zweigten sich zunächst die platyrhinen Westaffen, dann die katarhinen Ostaffen ab: die zum Menschen führende Entwicklung nahm ihre Richtung auf anthropomorphe Formen; im miocänen Dryopithecus ist eine solche erreicht; von ihm spalten sich die Anthropoiden ab; die menschliche Linie aber steigt zu einem „Pithecanthropoiden“, von da zu einem „Neandertaloiden“ auf und endet schließlich beim rezenten Menschen. Diese Konstruktion ist, wie aus meinem Referat hervorgeht, vornehmlich auf der Auswertung bestimmter Merkmale des Schädels und des Oberschenkels aufgebaut.

3

Seit einigen Jahren hat sich, und wie es scheint, mit wachsendem Erfolg solch älterer Anschauung eine andere Hypothese gegenübergestellt, deren Vorkämpfer Otto Schoetensack und Hermann Klaatsch sind. Diese Beiden unterziehen in erster Linie die Bezahnung und die Hand der verschiedenen Skelette eingehendem Studium und leiten aus dessen Ergebnis weitgehende Schlüsse ab, deren Stärke vornehmlich in der Negation ruht. Ich will nun eine Darstellung dieser Ansichten geben und zwar an der Hand einer Abhandlung, die Klaatsch im Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (30. Jahrgang 1899) veröffentlicht hat.

Auch hier wird sofort ein uneingeschränktes Bekenntnis zur Deszendenztheorie abgelegt, dann aber zugegeben, daß ihrer Anwendung auf den Menschen besondere Schwierigkeiten entgegenstehen. Daher kommt es, daß vielfach im größeren Publikum die Meinung besteht, die Sonderstellung des Menschen dem Tierreich gegenüber müsse solange aufrecht erhalten werden, als das „Bindeglied“ zwischen Affe und Mensch ungefunden sei. Diese Meinung beruht auf einer falschen Einschätzung des Begriffes der Uebergangsform, von der, sobald sie auf den Menschen Anwendung finden soll, eine viel minutiösere Ausgestaltung gefordert wird, als sie sonst, z. B. bei andern Säugetiergruppen in Geltung steht. Und doch liegen gerade für den Menschen die Formzustände, die dessen Hervorgehen aus niederen Säugetieren zu demonstrieren geeignet sind, so vollständig vor wie kaum für eine andere Gruppe der Mammalia. Es ergibt sich aus der vergleichend anatomischen Betrachtung die überaus nahe Beziehung zu den Primaten, d. h. den Affen im weitesten Sinne, denen sich dann wieder die Voraffen (Prosimier = Halbaffen = Lemuriden) anschließen, die schon so tief unten im Säugetierstammbaum stehen, daß sie als eine Art Bindeglied zwischen dessen Wurzel und Krone gewertet werden können.

Diese allgemeine Plazierung des Menschen bedarf der Spezialisierung. Der Mensch besitzt nämlich sicherlich Merkmale, die ihm mit allen Primaten gemein sind; allein deren Verteilung läßt keine genetische Beziehung zu einer bestimmten der jetzt noch lebenden Affenarten zu, selbst nicht zu den Anthropoiden. Vielmehr zeigt die genaue Vergleichung, daß gerade die Anthropoiden zwar an den menschlichen Zustand anknüpfen, aber über ihn noch hinausgehen. So sind z. B. der Situs des Darmkanals der Anthropoiden, die Zunahme ihrer Muskulatur, die Vergrößerung ihrer Eckzähne Besonderheiten, die

sich wohl aus dem Zustand ableiten lassen, wie er beim Menschen gegeben ist; dagegen würde der Versuch nicht gelingen, die bei den entsprechenden Organen des Menschen vorhandenen Verhältnisse aus denen der Affen herzuleiten. Soll also der Stammbaum der Primatengruppe konstruiert werden, so hat das unter Berücksichtigung derartiger Differenzen zu geschehen. Dann aber muß die direkt zum Menschen führende Linie so aufsteigen, daß sie nur Formen umfaßt, bei denen die sekundären Umbildungen, die an den jetzt lebenden Affen hervortreten, wie etwa die Tendenz zur Rückbildung des Daumens, noch nicht eingeleitet waren, sodaß der Anschluß an Zustände möglich bleibt, wie sie sich bei den Voraffen finden. Bei dieser Betrachtung erscheint der Mensch also geradezu als eine relativ primitive Primatenform. Die Ausprägung des menschlichen Typus würde dann auch in einer Epoche begonnen haben, die erheblich weiter zurückliegt als das Pliozän, sodaß Pithecanthropus nicht als Vorfahr des Menschen angesehen werden kann. Das Alter des Menschen ist bisher noch immer unterschätzt worden; gerade der Umstand, daß er in vielen Punkten primitive Säugetiercharaktere bewahrt hat, daß er also einen „Dauertyp" darstellt, spricht dafür, daß er seit sehr langer Zeit existiert.

Hierüber mag noch Einiges gesagt werden. Vielfach herrscht die Meinung, die Beschaffenheit der Extremität, die bei den Primaten aus fünf Gliedern mit opponierbarem Daumen besteht, sei eine relativ junge Erwerbung. Dem ist nicht so. Nicht nur die Prosimier, sondern auch die meisten Beuteltiere und die fossilen Vorfahren der Carnivoren und Huftiere besitzen bereits eine gleich gebaute Extremität. Die Form, die sie heute bei Huftieren, Fledermäusen, Walfischen usw. angenommen hat, ist erst durch spezialisierten Gebrauch gewonnen worden und setzt voraus, daß auch die Vorfahren der übrigen Säugetiere primatenähnliche Zustände durchlaufen haben. Die Konsequenz hieraus geht dahin, daß die Primaten selbst in direkter Linie von den niedersten Säugetieren herstammen. Und in der Tat bietet die Paläontologie gewisse Handhaben für diese Auffassung dar. Hier sind insbesondere jene merkwürdigen Abdrücke von Bedeutung, die im Buntsandstein der Trias aufbewahrt sind und die einem sonst unbekannten Tiere den Namen Chirotherium eingetragen haben. Es sind Fährten eines Klettertieres, das eine fünfzehige Extremität mit weit abstehenden Daumen besaß und sich damit in auffallender Weise den Primaten nähert. Schon in so weit zurückliegenden Zeiten treten also Formen auf, die durch primatenähnliche Charaktere den menschlichen Vorfahren nahe standen. Als sich nun im frühen Tertiär die Säugetierstämme zu gliedern begannen, wird sich auch die Linie des Proanthropenstammes, so darf angenommen werden, abgezweigt haben. Auf diese Weise gelangt Klaatsch zu dem Ergebnis, der Mensch sei eine primitive Primatenform und die Primaten eine primitive Mammalierform.

Nun bleibt freilich noch das schwere Rätsel, wie sich der Mensch aus einem niederen Säugetier könnte herausgebildet haben. Die Lösung lautet etwa so: Natürliche Auslese und sexuelle Zuchtwahl sind die beiden die Umbildung der Organismen bewirkenden Faktoren. Aber auffallender Weise tritt das zuerst genannte Prinzip bei der Schaffung des Menschen ganz in den Hintergrund. Das zeigt sich am deutlichsten an dessen Zähnen und Extremitäten, die beide auf primitiver Stufe verharrten: das Gebiß behielt seinen indifferenten Charakter; die Zehen bildeten sich nicht spezialistisch um; durch die Ausgestaltung von Waffenorganen wurden also keine Kräfte des Organismus absortiert; einzig das Gehirn nahm an Größe, sogar auf Kosten der Sinnesorgane, zu. Daß dergestalt dem Menschen allein der Tribut, den die übrigen Säugetiere der Not zahlen mußten, erspart wurde, dafür gibt es nur eine Erklärung: lange Perioden hindurch ist der Kampf ums Dasein für den Menschen ausgeschaltet oder doch stark eingeschränkt gewesen. Unter mildem Himmel auf fruchtbarem Boden lebend, nicht bedroht von übermächtigen Feinden konnte er die Kräfte seines Organismus zur Entfaltung des Gehirnes verwenden. Paradiesische Zustände mögen in der Tat um die Wende der Sekundär- zur Tertiär-Zeit geherrscht haben, da die nördliche Hemisphäre mit großen zusammenhängenden Ländermassen bedeckt war, die sich eines gleichmäßig warmen Klimas erfreuten, da die Macht der riesigen Saurier gebrochen war und die großen Säugetiere erst eben sich zu entwickeln begannen. Damals schon wird sich die Sonderung der Proanthropen von den Anthroiden vollzogen haben, als sich der Säugetierstamm in seine Hauptäste gabelte. Daß jemals Reste dieser Vormenschen gefunden würden, ist freilich nicht wahrscheinlich, schon deshalb nicht, weil ihre Heimat unter Eis und Ozean begraben liegt. Aber die Wissenschaft hat reichlichen Ersatz für diese wohl auf ewig verlorenen Dokumente gefunden; die Methode kombinierter Untersuchung der Primaten und der Menschentypen wirft hellstes Licht auf die menschliche Vorgeschichte.

Als Klaatsch im Jahre 1899 diese Anschauungen vor einem Auditorium von Anthropologen vorgetragen hatte, bezeichnete Johannes Ranke sie als ein phantasievolles Gemälde. Inzwischen haben sie an Boden gewonnen. Besonders der Fund von Mauer hat wesentlich dazu beigetragen, ihr Ansehen zu heben. Denn er fügt sich aufs beste in den Kreis der Gedanken ein, die oben wiedergegeben wurden. Gerade der Umstand, daß sich das Gebiß dieses ältesten menschlichen Skelettstückes der Spezialisierung der Anthropoiden fern hält, während es dem des rezenten Menschen fast völlig gleicht, daß ferner der Unterkieferknochen eine primitive, nicht differenzierte Urform darstellt, aus der nach den verschiedensten Richtungen Umgestaltungen und Ableitungen möglich sind, fällt zu Gunsten der Auffassung ins Gewicht, daß weder Pithecanthropus, noch die Anthropoiden, noch auch die katarhinen Ostaffen in der gerade aufsteigenden Linie der Entwicklung zum Menschen ihre Stelle haben. Die Uebereinstimmungen der Organisation bei Mensch und Affen hätten danach ihren Grund nur in der Gemeinsamkeit der Wurzel, aus der ihre Stämme entsprossen sind.*)

4

Ich möchte die scharfe Gegenüberstellung der alten und neuen Ansicht von der Abstammung des Menschen, wie sie in meinem Bericht zum Ausdruck kommt, nicht dadurch verschleiern, daß ich nun noch von besonderen Hypothesen einiger Forscher Mitteilung mache; ich könnte sonst etwa noch E. D. Cope, Johannes Ranke, Julius Kollmann zu Worte kommen lassen, auch den Argentinier Florentino Ameghino erwähnen, der für den südamerikanischen Ursprung des Menschen eifrig Propaganda macht und neuerdings bei La Tigra das Skelett des alleräItesten Urmenschen gefunden haben will. Allein damit würde ich den Leser zu tief in Spezial- und Streitfragen hineinführen, die sich auch zum Teil auf Material stützen, das noch sehr der wissenschaftlichen Approbation bedarf. Ich will statt dessen lieber in wenigen Sätzen Einiges aus den Erörterungen herausheben, was mir von besonderer Bedeutung zu sein scheint.

Da möchte ich zunächst darauf aufmerksam machen, daß die Anschauung, als ob sich der menschliche Stammbaum unmittelbar an Affen anschließe, fast auf der ganzen Linie der Forscher aufgegeben wird. Affen und insbesondere Anthropoiden, wie wir sie kennen, haben in unserer Vorfahrenschaft keinen Platz, wenn es auch für die Mehrzahl der Anthropologen wenigstens pithecoide Wesen gewesen sind, aus denen sich der Mensch herausgebildet hat. Dem freilich, der sich nun diese affenähnlichen Tiere genauer vorzustellen bemüht, wird nicht entgehen können, daß in dem Maße, wie sie äffische Merkmale einbüßen, sie dafür menschliche eintauschen müssen. Das heißt aber nichts Anderes, als daß sie da, wo sie sich mit der Menschenlinie berühren, noch keine Affen sind, weil ihnen dort gerade die speziellen Merkmale dieser Tiergruppe fehlen. Auf diese Art gelangt man fast von selbst zu der Anschauung, daß die Linien der Affen und des Menschen erst in einem Wesen zusammentreffen, das weit ursprünglicher gestaltet war, als es selbst die primitivste der ausgestorbenen Affenformen gewesen ist. Dieses Wesen müßte also tief unten an der Wurzel des Säugetierstammes gesucht werden. Scheint es doch — und das ist ein

*) Vgl. hierzu Hermann Klaatsch, Die neuesten Ergebnisse der Paläontologie der Menschen usw. Urschrift für Ethnologie. 41. Jahrgang 1909. Heft 3 und 4. S. 537 ff.

zweites Moment besonderer Wichtigkeit — daß das Alter des Menschengeschlechts weit höher ist, als bisher angenommen wurde. Wenn wirklich im Tertiär schon der Mensch als Mensch sensu stricto existierte, was anzunehmen gewisse Funde zu fordern scheinen, so steigt der menschliche Ursprung bis in die unmittelbare Nähe der Säugetiergenese hinab, und es würde der von Klaatsch ausgesprochene Gedanke von der mit den übrigen Säugetiergruppen simultanen Entstehung der Prosimier sowohl als auch der Proanthropen viel von dem Befremdenden verlieren, das ihm zunächst anhaftet. Daß aber beide zu jenem geheimnisvollen Chirotherium in Beziehung zu bringen sind, von dem vorhin die Rede war, ist die Meinung auch anderer Gelehrter, wenn freilich sie dieses Tier in weiteren Abstand von den Mammaliern rücken und es als ein Amphibium angesehen wissen wollen.*)

Fällt so auf das Verhältnis des Menschen zu den Affen ein neues und überraschendes Licht, so ist fast noch interessanter, was sich über die Beziehungen des rezenten zum fossilen Menschen hat ermitteln lassen. Denn wie, sozusagen, plötzlich der Mensch, sei es nun der von Heidelberg, sei es der aus dem Neandertal, vor uns steht, so taucht auch der rezente Mensch mit einem Male auf — ohne Vermittelung. Denn daß er eine unmittelbare Weiterbildung etwa das Neandertalers wäre, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil er mit ihm noch gleichzeitig gelebt hat. In denselben Schichten finden sich beide Typen neben einander, die eine ausgezeichnet durch die schweren Augenbrauenwülste, die fliehende Stirn und den Mangel des Kinns und die andere mit einem Kopf, der sich von dem des modernen Europäers kaum mehr unterschied. Dieses plötzliche Auftauchen der „Aurignac-Rasse“ inmitten der Neandertalmenschen läßt sich nur durch die Annahme plausibel machen, daß hier eine Einwanderung stattgefunden habe. Aber woher kamen diese Menschen? Ist ihre Ursprungsstätte zugleich die der heutigen Menschheit oder etwa nur die der Indoeuropäer? Das sind Fragen, die sich aufdrängen und die doch vorläufig nicht beantwortet werden können.**)

Schließlich möchte ich noch auf Eines hinweisen, was gewiß des Interesses nicht entbehrt. Die darwinsche Theorie von der natürlichen Auslese rechnet mit kleinsten Veränderungen, durch deren Summierung der allmähliche Uebergang von der niedrigen zur höheren Form bewerkstelligt wird. Was bisher von der Genesis des Menschen bekannt geworden ist, scheint dieser Lehre nicht günstig zu sein. Denn statt allmählicher Uebergänge gewahren wir hier nur plötzliche und fast abrupte Neuerungen. Die Entwicklungskurve steigt, soweit unsere Kenntnis heute reicht, nicht in gleichmäßigem Bogen an, sondern schnellt auf einmal steil in die Höhe, hält sich dann lange auf demselben Niveau und geht wieder mit einem Ruck aufwärts. Sollten hier nicht Anzeichen gefunden werden dürfen, die darauf deuten, daß, wie die Lehre von der züchtenden Wirkung des Kampfes ums Dasein, so auch die Theorie von der Summierung der minimalen Variationen für die menschliche Vorgeschichte nur beschränkte Geltung haben? Manches spricht wohl dafür, daß sich die menschlichen Rassen sprungweise etwa im Sinne der Lehre von A. de Vries gebildet haben mögen.

Sei es mit diesen Andeutungen genug, die nur dazu anregen sollen, die mancherlei Fragen und Zweifel, die sich dem aufdrängen werden, der diesem Bericht mit Teilnahme gefolgt ist, zum Ausgangspunkt und zur Veranlassung weiteren Nachdenkens zu nehmen. Ohne Zweifel ist die Anthropologie noch weit davon entfernt, uns Sicheres über die Abstammung des Menschen mitzuteilen, aber ebenso gewiß ist es, daß sie sich auf dem Wege zu diesem Ziele befindet. Die Zeiten, da sie sich zum Tummelplatz krauser Spekulationen und abgeschmackter Phantasien hergeben mußte, sind wohl für immer vorüber. Mit aller echten Naturwissenschaft strebt sie heute ernstlich danach, an der Hand erfahrungsmäßig festgestellter Tatsachen die menschliche Erkenntnis zu bereichern ohne Rücksicht auf herrschende Theorien und eingewurzelte Vorurteile. Wird sie in diesem Geiste furchtlos weiterarbeiten, so wird sie auch dem Ziele näher kommen, das sie sich gesteckt hat: zu mehren das Wissen des Menschen vom Menschen.

Ernst Teichmann

*) So z. B. A. A. W. Hubrecht in seinem Buche: Die Säugetierantogenese in ihrer Bedeutung für die Phylogenie der Wirbeltiere. Jena 1909, Gustav Fischer. Seite 227.

**) Auf dem im August zu Köln stattgehabten Anthropologenkongreß hat sich Klaatsch neuerdings über diese Fragen ausgelassen. Nach dem Bericht der Frankfurter Zeitung Nr. 216⁴ hat er in seinem Vortrag „Ueber Menschenrassen und Menschenaffen“ die Meinung vertreten, die Neandertal-Rasse sei aus Afrika, die Aurignac-Rasse dagegen aus Asien eingewandert. Auf diese Beziehungen schließt er deshalb, weil die Neandertaler bemerkenswerte Uebereinstimmungen mit dem afrikanischen Gorilla, der Aurignac-Mensch aber mit dem asiatischen Orang aufweist. Zwischen den beiden Rassen ist es zunächst wohl zu erbitterten Kämpfen (Spuren kannibalischer Mahlzeiten in der Kropinahöhle), dann aber auch zur Verschmelzung gekommen. Als Produkt solcher Kreuzung wäre die Cromagnon-Rasse anzusehen.

Die indischen Reformer auf dem Weltkongreß

Man hat es der Kongreßleitung stark verdacht, daß sie Vertreter nichtchristlicher Völker zu den Verhandlungen beizog; auch Freunde und Anhänger des Kongreßgedankens haben sich daran gestoßen. Aber soweit der „religiöse Fortschritt“ in Betracht kam, waren diese Inder zur Teilnahme durchaus berechtigt; denn sie arbeiten mit aller Kraft an der Läuterung und Hebung ihrer heimatlichen Religionen. Und das „freie Christentum“ hat zum mindesten Recht und Pflicht, fremde Glaubensweisen kennen zu lernen und zu prüfen; wenn sich wirklich ein gemeinsamer Besitz von Wahrheitsgütern herausstellt, hört doch das Christentum nicht auf, Christentum zu sein.

Uebrigens besteht keine Gefahr, daß die Inder aus ihren Berliner Vorträgen die Folge ziehen und in Deutschland die hinduistische oder buddhistische Propaganda eröffnen werden. Das haben sie 1893 in Amerika getan, nach dem Religionskongreß von Chicago; jetzt, in Berlin, waren ihre Hörer gleichfalls zumeist Amerikaner und Engländer. Wir Deutschen sind, von tieferen Gründen ganz abgesehen, der englischen Sprache leider nicht so mächtig und in der Religions- und Missionsgeschichte nicht so bewandert, daß unser viele den indischen Vorträgen das nötige Verständnis hätten entgegenbringen können. Auch der Unterzeichnete konnte, wenigstens den temperamentvolleren Rednern, stellenweise nicht ganz nach Wunsch folgen.

Ich beginne mit dem letzten, Professor Teja Singh von der Universität Amritsâr. Ein hochgewachsener, schlanker Arier von hellbrauner Farbe, mit schwarzem langem Bart, feingeschnittenen Zügen und wohllautender, gedämpfter Stimme, in einen wallenden, gelben Mantel gehüllt, auf dem Kopf einen Turban: auch für Männeraugen eine fesselnde Erscheinung. Teja Singhs Vortrag war rein sachlich, geschichtlich; er beschrieb die Religion der Sikhs, einer der Sekten, die sich in Indien unter dem Einfluß des Islam gebildet haben. Zur Zeit Luthers entstanden, hat die Sikh-Religion ihre Anhänger im Kampf mit den Muhammedanern konfessionell und national zusammengeschmiedet; gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sie auch den Engländern viel zu schaffen gemacht. Sie wohnen im Pendjab und sind etwa zwei Millionen Köpfe stark. In ihren religiösen Anschauungen gehen sie, wie die Buddhisten, von der Seelenwanderung aus; ihr Ziel bildet die Befreiung der Seele von der Reinkarnation, die Auflösung der individuellen Existenz. Aber sie lehnen die weltverneinende Askese der Buddhisten ab und nehmen mit Wissen und Willen an den irdischen Geschäften teil. Das höchste Wesen beschreiben sie „bald als das absolute Sein in der Sprache und mit den Bildern des Pantheismus, bald ganz als selbstbewußte Persönlichkeit.“ Das Christentum ist nur in ihrer engeren Heimat, dem nordwestlichen Indien, veranlaßt, sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Der Brahma-Samadsch war durch Vaswani aus Hindostan und durch Chandra Maitra und Loll Senn aus Kalkutta vertreten. Ueber den Brahma-Samôj und seine „neue Heilsordnung“, die new dispensation, geben de la Saussaye, Lehrbuch der Religionsgeschichte 2. Band S. 159 ff., und Richter,

Indische Missionsgeschichte Seite 394 ff., genügend Aufschluß. Er zerfällt in mehrere Gruppen, die Uebergänge sind schwankend; in der Hauptsache geht er darauf aus, die verschiedenen indischen Religionsgemeinschaften mit Hilfe der Mystik zu modernisieren und unter Einen Hut zu bringen. Die meisten seiner Führer sind in England erzogen und mit der abendländischen Bildung wohl vertraut. Dem Christentum stehen sie freundlich gegenüber; vor dreißig Jahren hat Keshub-Chunder-Sen, dem kein Geringerer als Max Müller ein biographisches Denkmal gesetzt hat, bei der christlichen Mission begeisterte Hoffnungen und bittere Enttäuschungen hervorgerufen. Die Mitglieder des Brahma-Samadsch gehören ausnahmslos zur höchsten Kaste; wie D. Wendte auf dem Kongreß mitteilte, halten sich zwei Drittel der gebildeten Inder zu ihm. Richter urteilt vorsichtiger; nach seinen Angaben waren es 1901 etwa 4000 Mitglieder. Sie sind in 149 Gemeinden vereinigt, besitzen nach Richter 44, nach Wendte 200—300 Kirchen und verfügen über 15 verschiedene Zeitschriften; ihr Hauptorgan, The Indian Mirror, ist eine der einflußreichsten Zeitungen Kalkuttas.

Uns Deutschen sind in diesen Indern wohl zum ersten Mal „Häupter im Turban" persönlich gegenübergetreten, die sich gleich uns Häuptern im schwarzen Barett und all den andern armen, schwitzenden Menschenhäuptern mit der unergründlichen Frage zerquälen: „Sagt mir, was bedeutet der Mensch?" Die Antwort gaben sie in ständiger Auseinandersetzung mit den Leuchten des abendländischen Geisteslebens. Spencer, Victor Hugo, Carlyle, Emerson flossen ihnen von den Lippen, als verstände sich das von selbst. Welch eine Kraft, welch ein Geheimnis ist es doch um die Pfade der Gedanken, um das Walten des Geistes in der Welt: er bläset, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt!

Noch ergreifender war, wie sich in den Reden der Inder die Universalität des Gottesglaubens, die Oekumenizität der Religion offenbarte. Ich hätte recht viele von den Toren hergewünscht, die sich dünken mit der Religion fertig zu sein, die was immer göttlich heißt, als nichtvorhanden oder doch als nichtberechtigt ausgeben, während in Wirklichkeit dies Phänomen immer und überall, unter den denkbar verschiedensten Voraussetzungen und Verhältnissen zu Tage tritt. Und mit welchem Feuer legten diese Männer Zeugnis ab für ihren Glauben; ein unerschöpflicher Reichtum von Worten und Wendungen zu Lob und Ehren Gottes! Manchmal überstürzten sie sich, wie beim Zungenreden, wie in der Ekstase; aber sie machten immer wieder zur rechten Zeit Halt, sie sprachen mit dem „Geist" und mit dem „Sinn" (1. Kor. 14, 15).

Die Grenzen, die die Rücksicht auf die Kleinheit des eigenen Kreises und auf den christlichen Charakter des Gesamtkongresses hätte ziehen sollen, hat nur Vaswani überschritten. Er war sich bewußt, zu dem „erstgeborenen der Völker" zu gehören, und mutete dem christlichen Europa zu, to take a help from the mystic India. Die Mystik Indiens werde uns näher zu Gott bringen und von der Last unserer Theologie befreien, ad majorem Dei gloriam. Deshalb sollten wir Stationen für die new dispensation errichten: diese befriedige die tiefsten Bedürfnisse des Menschen und mache aus allen Religionen Eine Religion, aus allen Völkern Ein Volk, one mystical family in God.

Davon abgesehen war es ein wertvoller, geschlossener Strom von Mystik, was uns mit fort riß, Bekenntnisse zu der Unendlichkeit, der Liebe, der Gegenwärtigkeit Gottes. Die Erfassung des Unendlichen macht den Menschen groß, macht ihn erst zum Menschen, das Unendliche umfaßt und erhält das Beschränkte. Ohne das Unendliche wäre auch das Endliche nicht, jeder Strahl des Unendlichen ist eine Offenbarung Gottes. Gott ist immanent in unserer Seele, aber auch in der äußeren Welt und ihrer Seele, im Aether und in der Geschichte. Die Menschen suchen Gott, aber Gott sucht auch die Menschen. Gott ist uns Vater, Mutter und Bruder, Gott liebt uns und vergibt uns unsere Schuld, die rettende Liebe des geistigen Gottes ist die Grundlage aller rechten Religion. Jesus Christus wurde als „unser älterer Bruder" warm gewürdigt. Loll Senn bekannte sich zu dem Anfang des Hebräerbriefes, daß Gott am letzten in diesen Tagen zu uns geredet habe durch den Sohn; freilich, um dann fortzufahren: derselbe Gott hat auch durch Mose und Muhammed, durch Krischna und Buddha wundervoll gesprochen.

Dem faszinierenden Einfluß dieser Beredtsamkeit, den Wogen dieses Geistes haben wenig Hörer widerstanden. Jetzt, hintennach, am Schreibtisch und im kühlen Arbeitszimmer kommt einem freilich Gretchens Kritik in den Sinn:

> Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen,
> Steht aber doch immer schief darum.

Warneck wenigstens fällt über den Brahma-Samadsch das harte Urteil, seine ganze Energie habe in der Zunge gesteckt. Und Richter schreibt: „Der Durchsäuerung der Atmosphäre von Kalkutta mit den Elementen der englisch-christlichen Kultur, den subtilen Köpfen, der Disputiersucht dieser feinen Herren und dabei ihrer ausgeprägten Charakterschwäche muß eine solche auf den Kopf und nicht auf den Willen gerichtete Religionsmengerei zusagen." Spinner hat 1891 in Bremen den Brahma-Samadsch beträchtlich höher eingeschätzt; später soll er davon zurückgekommen sein; jedenfalls bleibt das Bedenken zurück, ob hier nicht in die christliche Form ein ganz anderer Inhalt, in unsere Worte ein uns fremder Sinn gelegt wird.

Doch, der Brahma-Samôj will ja gar nicht christlich sein. Wenn er sich aber der Mystik hingibt, so steht er in der Tat auf dem Boden der gemeinen menschlichen Frömmigkeit. Auch die christliche Mystik schwelgt in Gott, trotz einem Inder. Zum Beispiel findet sich der uns anstößige Vergleich „Gott unsere Mutter" bei George Tyrrell, dem größten Mystiker der neueren Zeit; ja, Tyrrell geht noch weiter und nennt Gott „in gewisser Weise das Kind seiner Kinder". Begreiflich ist, daß unsere christlichen Missionare den Brahma-Samadsch mit seiner Mystik und seiner Aufklärung als ein schweres Hemmnis ihrer Arbeit empfinden. Aber die Parias zu gewinnen ist schließlich kein Verdienst; ihren Geist und ihre Kraft wird die Mission erst dann ganz erweisen, wenn sie auch die Starken dem Herrn zu Füßen legt.*)

Gerade hiegegen hat sich der Vertreter des Buddhismus, Professor Jayatilaka von Colombo, mit aller Entschiedenheit gewendet. Jayatilaka ist Singhalese; er war längere Zeit Direktor des Schulwesens der Insel Ceylon und leitet jetzt den Bund der dortigen jungen Buddhisten. Jayatilaka sprach über das liberale Christentum und den Buddhismus. Er beklagte sich über die mancherlei Unbilden, die die orthodoxe Mission dem Buddhismus zugefügt habe; der Buddhismus sei mit Recht stolz auf seine Geschichte, seine Helden und Märtyrer. Daß der Buddhismus stark darniederliege, stellte Jayatilaka nicht in Abrede. Aber seit Jahrzehnten sei der alte Geist, vor allem die Nationalitätsidee von neuem erwacht; diesen Erneuerungsprozeß sollen die liberalen Christen des Westens unterstützen: „Senden Sie uns nicht Missionare, die unsern altererbten Glauben zerstören wollen, sondern Männer mit Bildung, Charakter und Herz, die kräftig Hand anlegen zu seiner Erneuerung!"

Ein stolzes und kühnes Wort! Ob Jayatilaka viel solche Männer finden wird? Fast möchten wir es ihm wünschen; ein ungebrochenes Volkstum ist, ob auch in heidnischem Gewand, für Gott wertvoller als das Christentum einer degenerierten Nation. Trotzdem kommt mir die Bitte Jayatilakas vor wie die Forderung, die kürzlich durch die Presse ging, daß statt der Missionsärzte konfessionell neutrale Aerzte in die Kolonien gehen

*) Ein Beitrag zur Charakteristik dieser sogenannten „Heiden": Chandra Maitra traf auf der Heimreise in Luzern von ungefähr zwei andere Hindus. Er besieht mit ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Als sie abends mit einander ins Hotel zurückkehren, erbitten sie von ihm, als eine besondere Gunst, er möge mit ihnen beten. Hocherfreut geht er darauf ein, und während die andern Gäste an Tafelfreuden und Kartenspiel sich ergötzen, sitzen die drei Hindus zwei Stunden lang in ihrem kleinen Zimmer, beten und reden über Dinge, über die betende Menschen reden. — Für unsre kirchlichen Kontroversblätter bleiben sie dennoch „Heiden", und wer sich mit ihnen in Gemeinschaft begibt, macht sich dadurch gemein und unrein. Aber ich möchte unsre Missionschristen, unsre Missionare, ich möchte den Kongreß von Edinburg befragen können, ob da mit dem Worte „Heiden" die Sache abgetan ist! D H

sollten. Aber welcher jüdische oder konfessionslose Arzt gewinnt es denn über sich, aus Liebe zur leidenden Menschheit dem Kulturleben zu entsagen und in Innerafrika, tausend Kilometer weit von aller Zivilisation entfernt, unentgeltlich der Negerwelt zu dienen? Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen war es bis jetzt in den nichtchristlichen Ländern jedem Europäer um die materiellen oder geistigen Güter der Bevölkerung zu tun und nur der christlichen Mission um die Bevölkerung selbst. Die liberalen Christen, die Jayatilaka wünscht, würden vielleicht den Umweg über die buddhistische Kultur einschlagen, aber ihr Ziel bildete zuletzt doch die Erneuerung des Buddhismus durch den Geist des Christentums.

Die „Reformation" meldet, Missionsdirektor D. Oehler habe auf der Baseler Festwoche der Befürchtung Ausdruck gegeben, das Ergebnis des freireligiösen Kongresses in Berlin werde eine Befestigung in der Gesinnung sein: „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Hottentott." Die Sorge gründet sich wohl in erster Linie auf die Vorträge der Inder. Mich dünkt, der Kongreß hat wenig Anlaß dazu gegeben.

Erstlich: Wir glauben in der Tat alle an einen Gott, auch die Türken und Hottentotten; denn es gibt keine zwei Götter.

Zweitens: Die zunehmende Kenntnis der nichtchristlichen Religionen zwingt in der Tat dazu, auch heidnische Glaubensweisen als mögliche Wege zu Gott anzuerkennen. Gegenüber dem Ringen nach Wahrheit, wie es in den höheren Schichten der nichtchristlichen Völker herrscht, kommt es auch der Orthodoxie nicht mehr in den Sinn, die Heidenwelt in Bausch und Bogen für ewig verloren zu erklären.

Drittens: Der Generalsekretär des Kongresses, D. Wendte, hat in seinem Nachwort die indischen Reformgedanken ausdrücklich als eine Brücke bezeichnet, auf der, unter Wahrung der nationalen Eigentümlichkeit und Erinnerungen, das Christentum vielleicht in Indien einziehen wird. Aber auch ohne diese Feststellung sollte man uns Modernen so viel geschichtliche Bildung, so viel guten Geschmack und so viel Christentum zutrauen, daß wir zwar das relative Recht der nichtchristlichen Religionen nicht bestreiten, aber von dem Glauben an die unbedingte Ueberlegenheit und die alleinige Zukunft des Evangeliums tief durchdrungen sind.*)

Johannes Kübel

Rudolf Hans Bartsch

Unter den Romanschriftstellern, die in den letzten Jahren bekannt geworden sind, ist Rudolf Hans Bartsch besonderer Aufmerksamkeit wert. Er will in seinen Büchern mehr, als einen Liebesknoten schürzen und nach möglichst vielen Verwicklungen wieder glücklich lösen; er will auch nicht nur die Entwicklung eines Menschen von den Kinderschuhen an bis zu seiner Charakterbildung schildern — er stellt seine Leser vor ernste Probleme. Ob wir seinen Lösungen zustimmen, ist eine Frage; aber es lohnt sich jedenfalls, seinen Lösungsversuchen nachzugehen. Ehe wir den zwei Hauptanliegen, die Bartschs Seele beschäftigen, näher treten, ist es vor allem notwendig, die äußeren Voraussetzungen dieser Problemstellung kennen zu lernen.

Bartsch ist Oesterreicher, und das eine tiefe Gefühl, das ihn durchbebt, ist die Liebe zu seiner Heimat. Diese Heimatsliebe bricht überall in seinen Werken durch und hat ihn zu Worten hoher Schönheit begeistert. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung, daß in den Zeiten politischen Niedergangs sich die Liebe zum Vaterlande lauter äußert als in den Zeiten des Feststehens und des sicheren Besitzes. Mag sein, daß, solange die Hand stolz auf den festen Bau pochen kann, auch nur stolze Worte sich hervorwagen; wenn aber die Hand matt geworden ist und die Schwäche zu allen Ritzen herausschaut, dann regt sich jene innige Liebe, die das bröckelnde Gebäude mit dem Schimmer ihrer Lieder umkleidet und jede an ihm entdeckte Schönheit laut preist. Ein solcher Sänger der Vaterlandsliebe ist Bartsch. Das, was an seinem Lande unverändert hoch und herrlich bleibt mitten in allen Partei- und politischen Kämpfen, seine landschaftliche Schönheit, das wird er nicht müde zu rühmen. Mit köstlicher Zartheit malt er das Bild seiner Berge, Täler und Flüsse; Wien und Graz, die von ihm geschilderten Städte, wie anheimelnd erscheinen sie in seiner Darstellung und wie schnell werden sie dem Fremden vertraut! Mit tiefem Schmerz aber sieht er daneben die Zerrissenheit des österreichischen Staates, immer von neuem geht er den Ursachen des Niedergangs nach und sinnt, wie hier eine bessere Zeit herbeizuführen sei. Aus diesem Sehnen und Sinnen löst sich für ihn das erste Problem: Wie kann das Deutschtum dem anstürmenden Slaventum erfolgreich entgegentreten und es überwinden?

Aus dieser starken Heimatliebe aber erwächst noch ein anderes Gefühl: das der Liebe zur Natur. Mit feinen Fäden sind diese beiden Gefühle in einander verknüpft, es läßt sich das eine nicht vom andern lösen. Wer mit offenen Augen durch sein schönes Heimatland wandert und mit feinem Verständnis die Eigenart jeder Landschaft in sich aufnimmt, der ist auch empfänglich für jede Farbenabstimmung des Himmels, für jede Zeichnung der Wolken, für jede Schönheit des kleinsten Lebewesens und für jede Linie des toten Steins. Böte Bartsch nur diese feinsinnige Naturschilderung, so leistete er dasselbe wie etwa Hoffensthal in seinen zarten stillen Büchern*): er verstände in Worten die Schönheit eines Bildes vor uns hinzuzaubern. Damit begnügt sich aber Bartsch nicht, die Schöpfung führt ihn weiter: zu der Frage nach dem Schöpfer. Und hier setzt sein zweites Problem ein: das Suchen nach Gott und in Verbindung damit das Ringen um eine Weltanschauung.

1

Bartsch hat bis jetzt folgende Werke veröffentlicht: „Zwölf aus der Steiermark" (1908), „Die Haindlkinder" (1908), „Vom sterbenden Rokoko" (1909) und „Elisabeth Kött" (1909).**)

Die Zwölf aus der Steiermark führen nach Graz und seiner Umgebung und zeichnen den Kreis von zwölf jungen Menschen, die sich zusammengefunden haben in der sonnigen Freude am Augenblick. Jeder geht seinem Berufe und Studium nach; aber in Abendstunden und an Feiertagen kommen sie zusammen, um fröhlich zu singen oder um hinauszuziehen in die Berge und um so in Freiheit und in Freude am Schönen harmlos ihr Leben zu genießen. Es ist das Buch der frischen, sorglosen Jugend, und das umgibt es mit so großem Reiz: mit den jungen Heißspornen, die für ihre Ideale hungern und leiden, die den Mut haben, den Spott der Welt ruhig zu ertragen, zieht der Leser, vielleicht wehmütig lächelnd, in das Land seiner eigenen stürmenden Jugendzeit ein! — Es ist leicht verständlich, daß ein Buch, welches das Schicksal von zwölf Menschen zeichnen will, nichts Geschlossenes bieten kann: die einzelnen Geschicke flattern wie lose Blätter eine Zeitlang nebeneinander her, um dann verstreut zu Boden zu fallen oder weiter getrieben zu werden. Der feste Punkt, um den sie alle kurz oder lang herumwirbeln, das ist eine kluge, feine Frau, die für so viel Sturm und Drang Verständnis hat und den jungen Brauseköpfen als die Verkörperung ihres Strebens und Sehnens erscheint.

Wie in den jungen Leuten selbst noch mancherlei Unfertiges gärt und erst allmählich zur Klarheit reift, so spiegelt das Buch Bartschs eigenen Werdeprozeß: manches, was er hier andeutet und was bei der Fülle des Stoffes fast verloren geht, greift er in den späteren Werken wieder auf, um es dort erst auszuführen. So begegnet uns hier schon Cyrus Wigram, der Grübler, der als Student die hochfliegendsten Träume der Weltbeglückung hegt und sie durch das Medium des Deutschen Kaisers ins Werk zu setzen hofft. Mit Bangen verfolgen wir seine Ernüchterung und freuen uns dann, seine Entwicklung in andere

---

*) Wie wenig der Weltkongreß den Missionsgedanken verdrängte, beweist die Tatsache, daß bei dem Schlußbankett für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein gesammelt wurde. D H

*) „Maria-Himmelfahrt", „Helene Laasen und Andre".

**) Sämtlich bei L. Stackmann, Leipzig. Das erste 4,50 Mk., gebunden 6; das zweite und vierte 4, gebunden 5; das dritte 3,50, gebunden 4,50.

Bahnen einlenken zu sehen. Er ist der wertvollste dieser zwölf Sonnensucher, und deshalb führt Bartsch uns auch späterhin in „Elisabeth Kött" wieder mit ihm zusammen.

In künstlerischer Beziehung bedeuten die Haindlkinder einen großen Fortschritt: zwar sind es auch hier noch vier Kinder, die wir auf ihrem Lebensweg begleiten, aber als Glieder einer Familie bilden sie ein Ganzes, und die Anlage des Buches bleibt dadurch eine geschlossene. Die Familie Haindl ist der Typus des österreichischen Mittelstandes, gutmütig, gesellig, ohne große Interessen. Ueber ihr Heim möchte man als Motto schreiben: Leben und Lebenlassen! Was das „Blaue Guckgucksheim" als Gegenwart schildert, ist für den Vater Haindl die heißersehnte „goldene Zeit"; um sich vorzutäuschen, er lebe im vormärzlichen Wien, baut er sich draußen, abseits vom Getriebe der wachsenden Stadt, ein Landhaus, das er sich im Stil jener Zeit einrichtet. Dort verleben die Kinder, Benedikt, Rupert, Johannes und Marilene ihre Jugend; von hier verfolgen wir sie, wie sie sich entwickeln. Benedikt wird der heitere Lebenskünstler; Rupert nimmt als Politiker den Kampf für die armen Klassen und für das Deutschtum auf; Johannes braucht am längsten zu seinem Werdegang — er ist der Grübler und Sucher unter den Brüdern, um endlich nach manchen Irrwegen als Weltpriester zur Ruhe zu kommen. Marilene bleibt als stille Haustochter zurück, die, auf eigenes Glück keinen Anspruch machend, ihrer Familie Behagen verschafft und still freundlich überall einspringt.

Es folgte die Novellensammlung Vom sterbenden Rokoko, die, in der graziösen Wiedergabe jener Zeit ein Meisterstück, doch als Ganzes nicht in den Rahmen unserer Betrachtung paßt.

Vor Jahresfrist lag als neuestes Werk Elisabeth Kött vor. Elisabeth Kött ist eine Schauspielerin, die aus kleiner Stellung in Graz sich zur ersten gefeierten Darstellerin durcharbeitet, in Wien große Erfolge erringt, dann um des Titels willen einen Aristokraten heiratet, aber bald, von dem gesellschaftlichen Treiben angewidert. diesem Kreise den Rücken kehrt und nun ihrem künstlerischen Ideale nachlebt. Die Größe deutscher Dichtung und damit deutsche Kultur trägt sie hinein in slavische Gegenden; eine fieberhafte Sehnsucht hat sie ergriffen, in diesem Kampfe vorwärts zu kommen: „Ich habe Eile, ich will das große Leben rauschen hören!" Mit dem Rufe: „Weiter, weiter!" schließt sie, aus diesem Streben plötzlich herausgerissen, die Augen. Der Roman hat den Namen „Elisabeth Kött": mit demselben Rechte könnte er den Titel „Cyrus Wigram" führen; denn von den ersten Seiten an ist das Schicksal der beiden Menschen mit einander verquickt, es läuft auseinander, um sich endlich wieder zu vereinigen. Nicht in der Ehe — äußere Formen haben für sie den Wert verloren; aber sie sind eins in dem Streben nach hohen geistigen Gütern. Die Liebe zu Elisabeth regt Cyrus zu seinem Schaffen an, er wiederum richtet ihren Blick und ihre Gedanken auf das große Feld, auf dem sie ihrem Volkstum dienen kann.

2

Durch die drei genannten Werke ziehen sich, von der Fabel und den äußeren Ereignissen oft überdeckt, die zwei roten Fäden: der Kampf des Deutschtums und das Suchen nach Gott.

Bei dem Kampf der Nationalitäten stehen sich Deutschtum und Slaventum gegenüber. Bartsch gibt nicht einseitig alle Schuld an dem Zwiespalt dem vordringenden fremden Volkstum, er sieht die Schwächen bei seinen Landsleuten wohl. In Benedikt Haindl zeichnet er den leichtlebigen, genußsüchtigen, nur auf sein Wohlergehen und Vergnügen bedachten Oesterreicher, der überall Behagen und Gemütlichkeit verbreitet, aber unfähig ist, den Ernst des Lebens zu begreifen. Mit möglichst wenig Arbeit sich ein angenehmes Leben zu verschaffen, das ist der Zweck seines Daseins; Pflichten gegen die Familie und den Staat beunruhigen ihn nicht. Ebenso wie sein Sohn Benedikt ist auch der Vater Haindl: mit vielen Worten trauert er der verlorenen Größe seines Landes nach, er kann sich die Traulichkeit des alten Wien gar nicht oft genug ausmalen und versäumt darüber das Zugreifen in der Gegenwart! Der Schmerz über sein unnütz verträumtes Leben bricht ihm im Augenblick der Erkenntnis das Herz! Wieviele liebenswürdige Genußmenschen und Träumer gehen so durch Oesterreichs Fluren, aber welch ungeheure Volkskraft liegt in ihnen brach! Ihnen allen soll aus Bartschs Romanen der Weckruf entgegenklingen zu weisem Nutzen ihrer Kraft, ihnen ebenso wie der jungen Aristokratie. Beißend scharf geißelt er in „Elisabeth Kött" diese „Erben", die von den Vorfahren, Adligen wie Großindustriellen, wohl den Reichtum, aber nicht die Tüchtigkeit, den Fleiß, den Schaffenstrieb in die Gegenwart hinübergenommen haben. Aus sich selbst sind sie nichts; das Bewußtsein, Träger alter Namen und Verbraucher großer Vermögen zu sein, erfüllt sie ganz; auf die Frage: „Was sind sie?" kommt nur die niederschmetternde Antwort: „Erben!" So hält Bartsch seinem eigenen Volk den Spiegel vor und zeigt ihm, wie gefährlich diese Lässigkeit, dies liebenswürdige Träumen, diese dekadente Weichlichkeit im Augenblick ist: die Zeit braucht Männer, starke deutsche Männer! Das ist der Schrei, der sich aus seiner Seele losringt.

Und gegen das Deutschtum dringt nun von allen Seiten das Slaventum vor. Bartsch steht dem andersartigen Volkstum nicht verständnislos gegenüber: in den „Zwölf aus der Steiermark" schildert er den liebenswürdigen, für Stimmungswerte so empfänglichen Slaven mit besondrer Feinheit. Er schätzt auch die Vorzüge nicht gering ein, die dem Volkscharakter aus der Blutmischung der Deutschen und Slaven erwachsen sind: die Zartheit, die die germanische Starrheit gemildert hat, die Empfänglichkeit für Schönheit und Kunst. Aber sein ganzes Innere sträubt sich dagegen, daß diese kulturarmen Volksreste dem Deutschtum gleichwertig zur Seite treten wollen. In seiner Kulturüberlegenheit ist ihm die Vorherrschaft des deutschen Volksteiles begründet, gegen sie richtet sich, seiner Meinung nach, deshalb auch der ohnmächtige Kampf und Haß der Slaven; nichts kann darum den Sieg des Deutschtums mehr fördern als das Vordringen deutscher Wissenschaft und Kunst, Musik und Literatur in die slavischen Kreise. Spricht der Slowene Semljaritsch diese Furcht vor deutschem Wesen offen aus — er selbst bleibt nach hartem innerem Ringen seinem Volke treu —, so setzt Elisabeth Kött den anderen Gedanken in die Tat um. „Ich will mit meiner Kunst den Kulturgedanken in die Länder dieser irrenden Zeit tragen und für das deutsche Volk Werberin sein!" Nur das Beste deutscher Dichtwerke trägt sie hinein in die Slavenlande, mutig zieht sie trotz der ihr entgegentretenden Feindschaft von Ort zu Ort, überzeugt, daß von ihrer Säearbeit doch manches Körnlein in einen guten Boden gefallen ist und zu seiner Zeit Frucht tragen wird. Nicht mit den scharfen Waffen des Krieges soll das Slaventum bezwungen werden, denn der blutige Kampf erzeugt nur neue Verbitterung und erschwert die Verständigung der Völker; mit den milderen Waffen des Geistes sollen die andersartigen Volksteile überwunden werden, und der dann beiden Volksteilen gemeinsame reiche deutsche Kulturbesitz wird ein neues Band der Einigung um sie schlingen. So wünscht sich Bartsch die Zukunft seines Heimatlandes!

Schluß folgt

Helene Glaue

Verschiedenes

Die Deutsche Kongo-Liga ist spät auf den Plan getreten. Aber nicht zu spät. Es wird noch Jahrzehnte zu tun geben, ehe die Aufgaben, denen sie dienen will, bewältigt sind.

Die Schrift von E. D. Morel, The Present State of the Congo Question (zu haben bei The Congo Reform Association, London WC, Arundel Street, Strand, Granville House) ist uns auch zugegangen. Weshalb die Lage im Kongo noch lange nicht so beruhigend ist, wie Herr Morel geneigt scheint anzunehmen, mögen ein paar kurze Sätze sagen, die wir einem Briefe entnehmen und die gerade in ihrer Kürze eine gute Unterstützung bieten zu dem vorstehenden Artikel.

„1. Herr Morel vergißt, daß den Konzessions-Gesellschaften das Recht auf Zwangsarbeit noch bis zum Ablauf ihrer Konzessionsperioden zugesichert ist, wie Renkin das in den belgischen Kammerverhandlungen 1908 ausdrücklich vorbehielt.

„2. Er spricht nicht von den für travaux d'utilité public fortbestehenden Zwangsarbeit.

„3. Er erwähnt nicht, daß den Eingeborenen ein Recht auf ihren Grund und Boden nicht gewährt ist.

„4. Völlig übersehen wird, daß nach dem Kolonialgesetz der Kongo-Staat sich selbst erhalten und Belgien nichts für ihn leisten soll. Das bedeutet, daß alle die großartigen Bahnbauten usw., die man beabsichtigt, aus der Arbeit der Eingebornen bestritten werden müssen. Wie kann da dies niedergetretene Volk wieder zurechtkommen?“

Dieser letzte Punkt scheint uns der allerwichtigste und entscheidende. Deutschland hat bisher über eine Milliarde Mark in seine Kolonien gesteckt: Belgien will ernten, ohne zuvor in seine Tasche zu greifen. Das mag für die Belgier angenehm sein, ist aber mit den einfachsten Forderungen der Menschlichkeit unvereinbar. Belgien soll zusehn, daß es nicht schweren Schaden leidet an seiner Seele.

Noch ein Stück aus einem andern Briefe:

„Man ist nachgerade, ich weiß es nur zu sehr, des Kongo müde, und verkleistert von Brüssel und London her (ich meine von den offiziellen Kreisen her) alles bestmöglich, um noch so lange als möglich wenigstens einen Teil der Dividenden zu retten; man hütet sich auch, in der Nähe der Missionen Greuel zu verüben: bei alledem aber geht der stärkere oder gelindere Druck weiter, und ein Wiederauferstehen der zertretenen Volkskraft ist menschlich gesprochen ausgeschlossen. Die wohlwollenden lauen Leute sind Schuld an dem Ruin des Kongo.“

Nun findet doch vom 6. bis 8. Oktober in Berlin der Deutsche Kolonialkongreß statt. Sonnabend den 8. vormittags $9^1/_2$ Uhr spricht Herr v. Bornhaupt über die Reformen im belgischen Kongo. Das wird eine ausgezeichnete Gelegenheit sein für alle Kenner und Interessenten, sich des Problems anzunehmen. Inzwischen stärke man die Deutsche Kongo-Liga durch Beitritt: Erklärungen an Konsul Ernst Vohsen Berlin W. Wilhelmstraße 29. R

Kleine Mitteilungen. Im Verlage Julius Hoffmann, Stuttgart, hat unser Reichskommissar herausgegeben: Deutschlands Raumkunst und Kunstgewerbe auf der Weltausstellung zu Brüssel. Ein prächtiges, hochinteressantes und hocherfreuliches Werk. 150 Bilder, viele bunte Tafeln. 4, gebunden 5 Mk. Es geht vorwärts bei uns auf diesem Gebiete. Der Deutsche Werkbund soll leben!

Die erste Veröffentlichung vom Berliner Weltkongreß ist heraus: Bornhausens Rede über Schiller und Jaegers über Goethe. Näheres im Inserat. Unterwegs sind ferner: Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben von Bousset, und: Theologie und Philosophie im neunzehnten Jahrhundert von Dorner. Eine prächtige kritische Würdigung des Kongresses bietet Baumgarten im Septemberheft seiner Monatsschrift Evangelische Freiheit.

Zu Teichmanns Aufsatz eine willkommne Ergänzung: Altamira, ein Kunsttempel des Urmenschen. Von Adolf Stiegelmann. Heft 10 der Naturwissenschaftlichen Zeitfragen des Keplerbundes. Sehr merkwürdig! 1 Mk. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Gießen. Mittwoch 19. Oktober 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz, Bahnhofstraße: Leonardo da Vinci und sein Martyrium. Pfarrer Kübel-Frankfurt a. M.

Lüttringhausen. Montag 26. September $5^1/_4$ Uhr im Düringer Hof: Vorstellungen Jesu vom Reiche Gottes. Oberlehrer Dr. Kolfhaus-Elberfeld. Gäste willkommen.

Nordhausen. Mittwoch 26. Oktober $^1/_2$5 Uhr in der Hoffnung: Was wollte Jesus? Pastor Fritze.

Stade. Mittwoch 28. September $4^3/_4$ Uhr im Norddeutschen Hof: Philosophie und Religion. Drefahl.

Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz

Dienstag den 27. und Mittwoch den 28. September in **Nürnberg**

Dienstag 27. September 5 Uhr: **„Glaube und Geschichte.“** Geh. Kirchenrat Professor D. Troeltsch aus Heidelberg.

Mittwoch 28. September 9 Uhr: **„Was fehlt der „modernen Theologie“?“** Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer in Nürnberg.

Lokal: Restaurant „Zum Losunger“, am Laufer Schlagturm.

Ebenda findet am 27. September Nachmittags 2 Uhr die Generalversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“ statt.

Wohnungen: Roter Hahn, Christliches Hospiz.

Versammlungskalender

24.—28.	September	Evangelischer Bund Chemnitz
27. 28.	„	Freunde der Christlichen Welt Nürnberg
25. Sept. — 5. Okt.		Rhein-Mainische Volksakademie Wetzlar
29. „ — 1. „		Deutscher Jugendgerichtstag München
2.— 7.	Oktober	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.— 8.	„	Deutscher Kolonialkongreß Berlin
10. 11.	„	Kursus zum Studium des Alkoholismus Düsseldorf
11. 12.	„	Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft Düsseldorf
13.—21.	„	Apologetischer Instruktionskursus Berlin
13. 14.	November	Deutscher Sittlichkeitsverein Posen

V. d. F. d. C. W.

Nr. 33 der Mitteilungen kommt gleichzeitig zur Versendung.

Eine Pfarrstelle an der Lutherkirche ist durch die Gemeinde-Körperschaften zu besetzen. Sie gewährt nach dem Besoldungs-Regulativ für Berlin 1500 Mk. Wohnungsgeld und ein dem Dienstalter entsprechendes Gehalt von 2500—7000 Mk. Bewerbungen sind bis zum 31. Oktober an uns einzureichen.

Berlin W. 57, Bülowstr. 45, den 10. September 1910

Der Gemeinde-Kirchen-Rat der Luthergemeinde

Wüst

Für ein **19jähriges gebildetes Mädchen** sofort Aufenthalt in einem **Landpfarrhaus** ohne gegenseitige Vergütung gesucht, wo sie sich im Haushalt und eventuell bei Kindern nützlich machen kann. Auskunft **Pastor von Broecker, Halle a. S.**

Florenz **Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.**

Tüchtiger Gemeindehelfer, 36 Jahre, musikalisch, **sucht passende Stelle,** am liebsten in großer Gemeinde. Offerten unter **B W** an den Verlag.

Für den Konfirmanden-Unterricht!

Niebergall, Fr., Prof. Lic., **Jesus im Unterricht.** Ein Handbuch für die Behandlung der ntstl. Geschichten. 1910. Steif geh. 2,80 *M*; geb. 3,40 *M*.

Lorenz, O., Superintendent Dr., **Der Konfirmanden-Unterricht.** 1910. Steif geh. 3,80 *M*, geb. 4,40 *M*.

Dörries, B., Pastor in Hannover, **Erklärung des kleinen Katechismus D. M. Luthers.** Ein Beitrag zur Reform des Katechismusunterrichts. **1. Band: Die zehn Gebote.** 1909. 285 S. gr. 8°. Geh. 4,40 *M*; geb. 5 *M*. **2. Band: Der Glaube. Erklärung des zweiten Hauptstücks des kleinen Katechismus D. Martin Luthers.** 4. neubearbeitete Auflage. 1908 Preis geh. 4,80 *M*; geb. 5,40 *M*.

☞ Ausführliche Prospekte über obige Werke, zum Teil mit Probeseiten kostenfrei.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Gedächtnisfeier an die erste jülich-clevisch-bergische Generalsynode 1610

am 4. und 5. Oktober in **Duisburg**

Dienstag, den 4. Oktober. Nachmittags 5 Eröffnungsgottesdienst in der Salvatorkirche. Prediger Präses D. Hackenberg. — Abends 8 Festversammlung in der Städtischen Tonhalle: Leitung Superintendent Terlinden. Redner Pfarrer Wolff aus Aachen, Pfarrer Neuenhaus aus Elberfeld, Superintendent Müller aus Düren.

Mittwoch, den 5. Oktober. Vormittags 9 Gedächtnisfeier in der Salvatorkirche: Andacht Generalsuperintendent D. Umbeck; Festrede: Professor D. Simons aus Berlin; Begrüßungen und Ansprachen.

Wohnung durch Herrn Sparkassendirektor Knehe. Empfangsbureau in der Städtischen Tonhalle.

Ludwig-Stiftung zu Bremen

Zu der in Nr. 1 von 1909 der Christlichen Welt veröffentlichten Preisaufgabe: „20—25 Erzählungen aus dem Neuen Testament zum Gebrauch des Lehrers im Religionsunterricht der Volksschule“ waren acht zum Teil sehr umfangreiche Arbeiten eingegangen. In seiner Sitzung vom 1. September 1910 hat das Kuratorium der Ludwig-Stiftung der Arbeit mit dem Merkwort: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens“ den 1. Preis (Mk. 800), derjenigen mit dem Merkwort: „Fürchtet euch nicht“ den 2. Preis (Mk. 400) zuerkannt. Bei Eröffnung der Umschläge ergaben sich als Verfasser der ersteren: Oberlehrer Dr. **Friedrich Meier** zu Annaberg in Sachsen, den zweiten **K. von Doering** zu Charlottenburg. Die Verfasser der nichtgekrönten Arbeiten werden gebeten, dem Unterzeichneten die Adressen anzugeben, unter welchen dieselben zurückgesandt werden sollen.

Das Kuratorium der Ludwig-Stiftung zu Bremen

R. Emde, Vorsitzer

Reform-Pflanzen-Nussbutter „Sanitas“

Bester, vegetabiler Süßrahm- Tafel- Butter-Ersatz

Viele Anerkennungen. Ein Versuch gibt dauernde Kundschaft. Preis 88 Pfg. pr. Pfd., Postpaket 82 Pfg. und Porto. Proben sowie ausführliche Preisliste über gesundheitliche Lebensmittel, alkoholfreie Weine u. s. w. gratis.

Reformhaus Max G. Duphorn, Marburg a. d. Lahn

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Neuerscheinungen:

Dörries, Bernhard, Pastor in Hannover-Kleefeld. **Die Welt Gottes. Ein neuer Jahrgang Predigten.** VI, 551 Seiten gr. 8°. Ganzleinwandbd. 6,60 M.

Durch seine beiden älteren, mehrfach neu aufgelegten Predigtsammlungen hat Dörries bereits einem großen Leserkreise gezeigt, daß er soziale, sittliche und geistige Fragen des modernen Lebens auf der Kanzel mit dem größten Verständnis und Freimut zu behandeln versteht. Seine Predigten vermeiden jedes Schema und wirken durch Frische und Lebendigkeit der Sprache, die ihren Quell in einem tiefen vom Ewigen durchdrungenen Geiste hat.

„Die Welt Gottes" enthält 64 Predigten über freie Texte für das ganze Kirchenjahr.

Eine Predigt daraus als Probe kostenfrei.

Predigt-Bibliothek, Moderne, hrsg. von P. Lic. **E. Rolffs: Gegenwartsglaube.** Predigten von Lic. theol. **Hugo Lehmann-Jena.** (VII. Reihe, 3. Heft.)
Alltags-Christentum. Predigten gehalten in Hermannstadt von D. **Adolf Schullerus.** (VII. Reihe, 4. H.)
Begräbnisreden, hrsg. von **E. Rolffs.** (VIII, 4.)

Preis jeden Heftes 1,20 M; geb. 1,80 M. Subskr.-Preis für 4 Hefte, die je eine Reihe bilden, 4 M, in Lnwbd. 4,80 M.

Matthes, Prof. Lic. **Heinr., Der evang. Religionsunterricht im Dienst der Erziehung** innerhalb der relig. Gemeinschaft. Zugleich eine Darstellung der Grundzüge einer zeitgemäßen Methodik. 1,80 M.

(Nr. 5 der **Relig.-pädag. Bibliothek,** hrsg. von Oberlehrer **H. Spanuth.**)

Augustin. Ein Lebens- und Charakterbild auf Grund seiner Briefe. Von **W. Thimme.** Geh. 3 M, geb. 3,60 M.

Das Buch ist eine vorzügliche Ergänzung zu der bei uns erschienenen Ausgabe von Augustins Bekenntnissen, hrsg. von E. Zurhellen-Pfleiderer.

Kierkegaard und die religiöse Gewißheit. Biographisch-kritische Skizze. Von **R. Hoffmann,** Predigtamtskandidat und Doktor der Medizin in Genf. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. phil. G. Deggau. 210 Seiten 8°. Geh. 3 M; geb. 3,80 M.

Carlyle, Thomas, Vermischte Aufsätze. Übersetzt von Peter Bredt. 366 Seiten, gr. 8°. Geh. 6 M.

Robertson, Reden über die Korintherbrtefe. Mit einer Vorrede von Prof. D. P. Drews. 3. Aufl. Gebd. 5 M.

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 38. „Selig sind die Mittelmäßigen" — Der Evangelisch-soziale Kongreß (Schluß) — Vom Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt. III — Aus Preußen: Die Zusammensetzung des Spruchgerichts; Von der Abgeordnetenversammlung der preußischen Pfarrervereine — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Brücken oder Gräben? Mancherlei

Evangelischer Bund

23. Generalversammlung in Chemnitz 25. bis 28. September

Sonntag, den 25. September. 6 Uhr Drei Festgottesdienste (Generalsuperintendent Lohoff-Altenburg, Konsistorialrat Josephson-Halle, Pfarrer Müller-Leipzig Neustadt). — 8 Uhr Begrüßungsversammlung.

Montag, den 26. September. Vormittags: Evangelischer Hauptverein für Ansiedler und Auswanderer. 3 1/2 Uhr Erste Mitgliederversammlung: „Zur Zeitlage und Jahresarbeit" Reichstagsabgeordneter Direktor Lic. Everling. „Zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich" Geh. Kirchenrat D. Meyer-Zwickau. — 8 Uhr Evangelische Volksversammlung: „Mehr Ehrfurcht vor der Religion!" Gymnasialdirektor Erythropel-Hameln. „Mehr Vertrauen zu den Lebenskräften der Reformation!" Professor D. Hunzinger-Erlangen.

Dienstag, den 27. September. 9 1/2 Uhr Zweite Mitgliederversammlung: „Von den Weltaufgaben des deutschen Protestantismus." 1. „Die deutsch-evangelische Diaspora im Ausland" Geh. Konsistorialrat D. Mirbt-Marburg. 2. „Die evangelische Mission in den deutschen Schutzgebieten" Professor D. Haußleiter-Halle a. S. — 8 Uhr: Evangelische Volksversammlung: „Mehr Verständnis für Organisation!" Pfarrer Proebsting-Lüdenscheid; „Mehr Teilnahme an dem Leben der Gemeinde!" Professor D. Schian-Gießen.

Mittwoch, den 28. September. Ausschußsitzungen. — 11 Uhr Hauptversammlung: Eröffnung durch den Vorsitzenden; Hauptvortrag: „Die gemeinsame christliche Weltanschauung, Ultramontanismus und Protestantismus" Wirkl. Oberkonsistorialrat Generalsuperintendent D. Kaftan in Kiel.

Alle Veranstaltungen finden statt im „Kaufmännischen Vereinshaus" Moritzstraße 1. Bestellungen von Wohnungen an Herrn Stadtrat Albert Wagner, Chemnitz, Wettiner Straße 7.

Soeben erscheint in unserem Verlage:

Zur Psychologie der Kultur

Briefe an die Grosstadt

von

A. l'Houet

Preis brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Das Schwert eines Volkes ist nur solange scharf, als es geführt wird von der Frömmigkeit. Das Buch ist ein starker Wegweiser in der glänzenden Not unserer Zeit. Es ist dem Präsident Roosevelt gewidmet und dem Andenken A. Ritschls, des großen Romantikers.

Niedersachsen-Verlag
Carl Schünemann-Bremen

In unserem Verlage sind erschienen:

Die Religion Schillers und Goethes

2 Vorträge, gehalten beim 5. Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

Von

Karl Bornhausen und **Paul Jäger**
Privatdozent Lic., Marburg — Pfarrer, Freiburg Br.

2 Bogen gr. 8°. — Preis: 60 Pfg.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von **Harnack, Schuster, Titius**

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

35. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern 18 Mark

Nr. 18. Soden, Hat Jesus gelebt? (Dibelius) — Weiß u. Grützmacher, Die Geschichtlichkeit Jesu (Ders.) — Jülicher, Hat Jesus gelebt? (Ders.) — Jesus, Vier Vorträge (Ders.) — Böhtlingk, Zur Aufhellung der Christusmythologie (Ders.) — Weinel, Ist das ‚liberale' Jesusbild widerlegt? (Ders.) — Dunkmann, Geschichte des Christentums als Religion der Versöhnung und Erlösung (Ders.) — Weiß, Jesus von Nazareth Mythus oder Geschichte? (Ders.) — Drews, Die Petruslegende (Ders.) — Jensen, Hat der Jesus der Evangelien wirklich gelebt? (Ders.) — Schmidt, Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte (Ders.) — Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum (Wendland) — Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft V. u. VI. (Strack) — Strack, Einleitung in den Talmud (Bischoff) — Guttmann, Zur Einleitung in die Halacha (Fiebig) — Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium: Scriptores aethiopici; ser. I, tom. VII. (Duensing) — Die griechischen christl. Schriftsteller der ersten 3 Jahrh.: Clemens Alexandrinus III. Band (Koetschau) — Lemmens, Der hl. Bonaventura (Lempp) — Ziesché, Verstand und Wille beim Glaubensakt (Heim) — Salis, Untersuchungen zum pommerschen Urkundenwesen im 12. und 13. Jahrhundert (O. Clemen) — Schmidlin, Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreißigjährigen Kriege (Bossert) — Angelus Silesius in seinem Cherubinischen Wandersmann (W. Hoffmann) — Nieden, Die religiösen Bewegungen im 18. Jahrhundert und die evangelische Kirche in Westfalen und am Niederrhein (Zillessen) — Eucken, Geistige Strömungen der Gegenwart (E. W. Mayer) — Gabriel, Euckens Grundlinien einer neuen Lebensanschauung und sein Verhältnis zu J. G. Fichte (Steinmann) — Bertholet, Aesthetische und christliche Lebensauffassung (Kirn) — Rade, Die Stellung des Christentums zum Geschlechtsleben (Rolffs) — Hartung, Konfession und Schule (Sulze) — Pfeifer, Der Sturmlauf gegen die Zwickauer Thesen (O. Clemen) — Mitteilung

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu zwei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Greiner & Pfeiffer in Stuttgart (Der Türmer); und von Arwed Strauch in Leipzig (Die Wartburg u. A.)